Bogs. 942 ub

124

b6

Bollinger sc.

Leben

des

Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé,

Abt's und Reformators des Klosters la Trappe.

Ein Beitrag

zur

Erfahrungs-Seelenkunde.

Herausgegeben

von

L. F. G. von Göckingk.

In zwei Theilen.

Berlin,
bei Friedrich Maurer 1820,
an der Spittelbrücke Nr. 17.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht des Herausgebers.

Das Conversations-Lexicon gab mir Veranlassung, folgende Berichtigung in Nr. 15. des, in Berlin heraus kommenden, Freimüthigen, unterm 21sten Januar d. J. abdrucken zu lassen:

In dem Conversations-Lexicon findet sich unter den Artikeln Rancé und Trappe die Sage wiederholt: die Bekehrung des nachmaligen Reformators des Klosters la Trappe, sey dadurch veranlaßt worden, daß, als er nach der Zurückkunft von einer Reise, seine Geliebte durch eine verborgene Treppe habe besuchen wollen, er in ihrem Kabinette ihre Leiche ohne Kopf gefunden, den ihre Leute vom Körper getrennt gehabt, weil der bleier-

ne Sarg zu kurz gewesen. Im Conversations-Lexicon wird aber keiner Widerlegung erwähnt. Diese Sage ist zwar zuerst durch ein kleines Buch eines ungenannten Verfassers als eine Wahrheit verbreitet, aber von mehreren genannten und bekannten Schriftstellern widerlegt und für ein Mährchen erklärt worden. Es wird hinreichend seyn, wenn ich hier bloß das Zeugniß des berühmten Vignaus-Marville anführe, der ein Zeitgenosse von Rancé war, und seine Denkwürdigkeiten der Geschichte und Literatur vermuthlich noch bey dessen Lebzeiten, oder doch bald nachher, herausgab. Er sagt im 3ten Bande (nach der vierten Ausgabe, S. 171.): „Rancé habe seine Freundin, Frau von Montbazon, besuchen wollen, ohne zu wissen, daß sie krank sey, und im Vorzimmer eine Bekanntin gefunden, die ihm ganz erschrocken gesagt habe, Frau v. Montbazon sey von den Blattern befallen, liege in den letzten Zügen, und ha-

be weiter nichts mehr nöthig, als einen Beichtvater. Der Abbé Rancé habe sich daher gleich wieder in den Wagen gesetzt, und sey zwar kurze Zeit darauf mit einem Beichtvater zurück gekommen, habe sie aber schon todt gefunden. Er sey innig dadurch gerührt worden, doch seine Bekehrung, die nachher so vieles Aufsehen gemacht, und jedermann erbaut hätte, damals keinesweges erfolgt, sondern erst zwei oder drei Jahre nach dem Tode der Frau v. Montbazon."

Das Leben ausgezeichneter Sonderlinge jeder Art, interessirt an sich schon jeden Leser, dem es um Kenntniß der Menschen zu thun ist, und um so mehr, je ausgezeichneter deren Talente sind. In dieser Rücksicht ist Rancé eine merkwürdige Erscheinung, und deshalb hat er auch mehrere Biographen gefunden. Im Journal des Sçavans vom Julius 1719 ist eine Lebensbeschreibung von ihm angezeigt, deren Verfasser Dom le Nain,

ehemaliger Prior von la Trappe ist, und dabey erwähnt, daß man schon zwey frühere Biographien von Rancé habe. Le Nain sagt, daß seine Vorgänger zwar Männer vom seltenen Verdienst wären, die aber mehr die Erbauung der Frommen, als die Leitung der Klöster zur Absicht gehabt hätten; er hingegen habe vorzüglich den Zweck, die Regeln bekannt zu machen, wonach Rancé bey Reformirung des Klosters la Trappe verfahren, und wodurch er die hergestellte Ordnung erhalten habe. Diese drey Lebensbeschreibungen sind mir nie zu Gesicht gekommen, sondern nur eine vierte, und zwar in der zweyten Auflage, die den Titel führt: La vie de Dom Armand-Jean le Bouthillier de Rancé, Abbé regulier et Reformateur du Monastère de la Trappe, *) de l'étroite Observance

*) Le Nain schreibt den Nahmen „la Trape", aber nur er allein.

de Cisteaux. Par M. l'Abbé de Marsollier, Chanoine de l'Eglise cathédrale d'Vsez. Nouv. Edit. Paris 1758. Der erste Band hat, ohne den Vorbericht, 466. S. und der zweite 575. Wann die erste Ausgabe erschienen sey, ist nicht angegeben; weder die Zueignung noch die Vorrede hat ein Datum. Wahrscheinlich ist die erste Ausgabe früher, als le Nain's Lebensbeschreibung heraus gekommen, und in diesem Falle eine von den Beiden, die vor der seinigen erschienen sind.

Marsollier hat seine Biographie Ludewig XIV., dem größten der Könige, wie er sich ausdrückt, zugeeignet. Wie alle Dedicationen der französischen Schriftsteller damaliger Zeit, so wimmelt auch diese von groben Schmeicheleien. Diese Biographie schrieb Marsollier auf Verlangen des König Jacob's von England und seiner Gemahlin. Das Kloster la Trappe theilte dem Verf. zu diesem Behufe Memoiren und Abschriften von

Rancé's Briefen mit. Nach deren Durchsicht reisete M. selbst nach la Trappe, um durch mündliche Erkundigung noch einige Lücken auszufüllen, und blieb dort vierzehn Tage. Aber auch Rancé's Verwandte, so wie der Cardinal le Camus und andre Freunde des verstorbenen Abts, theilten ihm Materialien mit. In Ansehung der Reisen nach Rom hat er das Tagebuch von Rancé's Begleiter, des Canonicus Felibien benutzt. Daß er manche Personen, von denen in der Lebensbeschreibung die Rede ist, nicht genannt hat, deshalb entschuldiget sich der V. damit, daß einige dieß ausdrücklich verbeten hatten, und er andere, ohne ihre Erlaubniß, vielleicht auch wider ihren Willen, nicht habe nennen dürfen.

Seiner Darstellung hat es Marsollier wahrlich nicht, sondern allein dem Gegenstande selbst zu danken, daß das Buch eine zweite Auflage erlebt hat. Sein Styl ist äußerst

weitschweifig, sein Plan ohne Ordnung, seine Bemerkungen trivial und seine erbaulichen Betrachtungen von der Art, wie sie der gemeinste Leser selbst machen kann. Einerley Sache wiederholt er oft drey Mal. In dem folgenden Auszuge ist alles enthalten, was der V. auf mehr als tausend Seiten erzählt hat, und ich darf mir schmeicheln, daß er sich wenigstens besser wird lesen lassen, als das Original, wenn ich gleich nicht im Stande gewesen bin, alle Fehler zu vermeiden, welche diesem ankleben.

Rancé kann zu einem auffallenden Beyspiele dienen, wie weit sich der verständigste Mann verirren könne, so bald er den richtigen Begriff von Gott und seinem Wesen verläßt. Man muß darüber erstaunen, daß ein so geistreicher Mann die widernatürlichste Selbstquälerey, ja gewisser maaßen einen mittelbaren Selbstmord, oder doch Verkürzung des Lebens, nicht bloß für erlaubt, sondern

für Pflicht halten konnte, obgleich Bischöfe seiner Kirche, die er doch hoch schätzte und selbst zu Rath zog, andrer Meinung waren. Als Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde, glaube ich, verdient seine Geschichte noch jezt gelesen zu werden, zumal da sein Institut zu la Trappe noch gegenwärtig fortdauert.

Berlin, im Jul. 1819.

Göckingk.

Leben

Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé,

Abt's und Reformators des Klosters la Trappe.

Erster Theil.

Die Familie le Bouthillier bekleidete zu der Zeit, als der Abt Rancé gebohren wurde, die ersten Stellen im geistlichen und weltlichen Stande. Das Haupt derselben war Claudius le Bouthillier, Staatssecretair, hernach Oberintendant der Finanzen, Vater von Leo le Bouthillier, Grafen v. Chavigny, Schatzmeister der Königl. Orden, und Kanzler bey Gaston, Herzog von Orleans, einzigen Bruder Ludewig XIII. Claudius hatte drey Brüder, von denen der eine Bischof von Aire, der andere Erzbischof von Tours, der dritte Staatsrath und Präsident der Rechenkammer war. Dieser letztere ward Vater von drey Söhnen und fünf Töchtern, und einer von den Söhnen war Armand Johann, der Gegenstand gegenwärtiger Erzählung.

Er ward im Hause seines Vaters zu Paris, im Jahre 1626 am 9ten Januar gebohren, und noch am nämlichen Tage getauft. Seine Pathen waren der Cardinal von Richelieu,

und die Marquisin von Effiat, Gemahlin des Oberintendanten der Finanzen.

Er hatte eine glückliche Physiognomie, die jedermann für ihn einnahm; eine geistreiche Miene, in seinen Manieren etwas gefälliges, einen zwar sanften, aber dabey lebhaften Character, der ihm alle Herzen gewann.

Diese Vorzüge, und die Gunst des Cardinals Richelieu, konnten den Vater wohl zu weit aussehenden Planen für das Glück seines Sohns veranlassen, und ein anderer als er, würde diesen keine Grenzen gesetzt haben. Aber die Mishelligkeiten, die zwischen der Königin Maria von Medicis, in deren Diensten er stand, und dem Cardinal Richelieu, sich entspannen, beschränkten seine Aussichten. Er war ein zu rechtschaffener Mann, als daß er sich der Begünstigung seines Bruders, der Oberintendant der Finanzen war, hätte zu Nutz machen sollen, oder des Zutritts, den er bey dem Cardinal hatte. Seinen ältesten Sohn hatte er in den geistlichen Stand treten lassen; mit Armand Johann ging seine Absicht nicht weiter, als daß er Malteserritter werden sollte. Indessen begnügte er sich doch nicht damit, dem

Sohne bloß eine solche Erziehung geben zu lassen, wie sie bey jungen Leuten, die zum Militairstande bestimmt sind, gewöhnlich ist; er glaubte, daß so glückliche Anlagen eine sorgfältigere Ausbildung verdienten.

Lesen und schreiben, und die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, erlernte der junge Armand mit einer Leichtigkeit, wovon es vielleicht kein Beyspiel giebt. Dieß veranlaßte den Vater, ihn unter seinen Augen erziehen zu lassen. Er gab ihm zu gleicher Zeit drey Lehrer; der eine unterrichtete ihn in der lateinischen Sprache, der zweite in der griechischen, und der dritte in den Religionslehren, wobey er zugleich die Aufsicht über sein Betragen hatte.

Allen diesen Beschäftigungen genügte das bewunderungswürdige Kind nicht nur, sondern es blieb ihm auch noch so viel Zeit übrig, sich in solchen Dingen unterrichten zu lassen, die sein Stand und seine künftigen Bestimmungen erforderten. Es machte dem Vater Freude, zu sehen, daß der Sohn eben so gute Fortschritte in den Wissenschaften, als in Leibesübungen machte, und dessen Lehrer konnten sich nicht genug darüber wundern, daß er in allen seinen Beschäftigungen

sich so auszeichnete, als wenn er nur einer einzigen ausschließlich sich gewidmet hätte.

Im Jahre 1636 starb der älteste Sohn des Herrn v. Rancé. Dieß änderte seinen Plan; er bestimmte nunmehr den jüngsten Sohn für den Malteserorden, und ließ Armand in den geistlichen Stand treten. Da der Vater, für einen Mann seines Standes, nicht reich war, so glaubte er die Pfründen, die der älteste Sohn besessen hatte, für den jungen Abbé de Rancé nicht entbehren zu können; dieser aber besaß damals noch nicht Einsicht genug, um sich zu überzeugen, wie unrecht es sey, wenn sich gewöhnlich die adelichen Familien das zueigneten, was eigentlich das Eigenthum der Armen war. Später sah er dieß ein, und ward dadurch bewogen, als einen Ersatz sein eigenes Erbtheil aufzuopfern.

Der Abbé de Rancé folgte nicht nur, so zu sagen, seinem ältesten Bruder in dessen Pfründen nach, sondern der Vater verschaffte ihm auch noch andere, so daß er in kurzer Zeit Canonicus von Notre-Dame in Paris, Abt von la Trappe, Cistercienser-Ordens, von Notre-Dame du Val, Augustiner-Ordens, und von St. Simphorien, Benedictiner-Ordens, war.

Außer diesen Abteyen bewirkte der Vater ihm noch die, mit keiner Aufsicht verbundene Priorey zu Boulogne, bey Chambort, so wie die von St. Clementin in Poitou. In einem Alter von zehn oder eilf Jahren, wo er der Kirche noch keine Dienste geleistet hatte, auch noch nicht im Stande war, ihr welche zu leisten, genoß er schon aus dem Kirchenfond 15 bis 20000 Livres jährlicher Einkünfte. Das Herkommen rechtfertigte diesen Mißbrauch, oder vielmehr bediente sich dessen die Habgier als einen Vorwand.

Seinen Eintritt in den geistlichen Stand betrachtete der junge Rancé als einen neuen Bewegungsgrund zum studieren, wozu ihn ohnehin seine Neigung trieb. Er hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß er das, was er einmal gelernt hatte, nie wieder vergaß. Am mehrsten beschäftigte er sich damals mit den schönen Wissenschaften, und machte darin solche Fortschritte, daß er in einem Alter von zwölf Jahren alle Eigenthümlichkeiten der griechischen und lateinischen Sprache kannte.

Als der König ihm, wie er erst eilf oder zwölf Jahre alt war, eine Abtey geben wollte, war Pater Caussin, des Königs Beichtvater,

dagegen, und bezog sich auf die gar zu große Jugend des Abbé, auf die damit gewöhnlich verknüpfte Unfähigkeit, und wie wenig man sich auf ein so zartes, dem Wechsel so sehr unterworfenes Alter, verlassen könne. Es war vergebens, dem Pater Caussin vorzustellen, daß der junge Rancé in allen eine Ausnahme von der Regel mache; er wollte sich erst selbst davon überzeugen, und so wurde der Abbé ihm vorgestellt. Der Beichtvater befragte und prüfte ihn, und über seine Antworten erstaunt, gab er ihm einen Homer, um daraus zu übersetzen. Als der Abbé dieß, ohne zu stocken, that, glaubte jener, er helfe sich durch die lateinische Uebersetzung, die dem Griechischen zur Seite stand; um ihm dieses Hülfsmittels zu berauben, bedeckte der Pater mit des Abbé's Handschuhen die lateinische Uebersetzung; doch dieser fuhr fort, das Original mit eben der Leichtigkeit zu erklären. Jezt umarmte ihn Caussin zärtlich, und sagte lachend: Er müsse Luchsaugen haben, daß er durch seine Handschuhe sehen könne. Nunmehr widersetzte er sich nicht weiter der dem Abbé vom Könige zugedachten Gnadenbezeigung.

Rancé war erst zwölf Jahre alt, als er eine neue Ausgabe von Anacreons Gedichten veran-

staltete, begleitet von einem griechischen Commentar, der von den Gelehrten bewundert wurde. Dieses Buch ward zu Paris im Jahre 1639 gedruckt, und dem Cardinal Richelieu zugeeignet. Um die nämliche Zeit übersetzte er diesen Dichter in's Französische. Alle die, welche damals an der Vervollkommnung der französischen Sprache arbeiteten, fanden diese Uebersetzung so schön, daß sie meinten, nur wenige kämen dem Verfasser in Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache gleich, aber in Kenntniß der französischen werde ihn Niemand übertreffen. In der That hat auch Niemand ihre Schönheiten besser eingesehen, und alles, was man von ihm hat, ist mit so viel Geschmack, Würde und Feinheit geschrieben, daß man gestehen muß, man könne nicht besser denken und schreiben. *)

*) Außer einer Streitschrift gegen den Pater Mabillon: Ueber das Studieren der Mönche, (von welcher noch die Rede seyn wird,) kenne ich vom Abbé Rancé weiter kein gedrucktes Werk, als: Lettres de Pieté choisies et écrites à différentes personnes, par le R. P. Dom Armand Jean Bouthillier de Rancé, Abbé Regulier et Reformateur du Monastère de la Trappe de l'étroite observance de Cisteaux. A Paris, 1702; in 12. p.

Die Güte seines Herzens kam der Schönheit seines Geistes gleich, oder übertraf sie noch. Er war von Natur voll zarten Gefühls, groß-

---

449. Das Journal des Sçavans urtheilt davon in dem Blatte vom 6ten März 1702, folgendermaßen: „Briefe sind getreue Dollmetscher der Gedanken und Neigungen ihrer Verfasser. Wenn sie sie an vertraute Personen ohne Rückhalt schreiben, und ohne zu wähnen, daß das Publikum jemals erfahren werde, was sie darin äußern, so drücken sie ihre Gesinnungen offenherzig aus, und zeigen sich so, wie sie wirklich sind. Die Briefe des Abts von la Trappe eignen sich sehr dazu, das Publikum in der hohen Meinung zu bestärken, die es von seinen Kenntnissen und seiner Frömmigkeit hat. Man ersieht daraus, von welchem Geiste christlicher Liebe er durchdrungen war; von welchem brennenden Eifer für die Klosterobservanz er beseelt wurde; welche große Ideen er von der Religion hatte; seine Fähigkeit und Klugheit in Ansehung der Seelsorge; wie genau er alle Pflichten und Verbindlichkeiten eines jeden Standes kannte, und so auch seine vollkommene Kenntniß der Belehrungsmittel. Obgleich der größte Theil dieser Briefe an Personen von Stande gerichtet ist, so enthalten sie doch viele Regeln, die für alle Christen gelten."

Chevreau sagt: (Chevraeana, Amsterdammer Ausg. S. 41.) „Der Styl des Abts von la Trappe ist sehr schön; ich kenne keinen, der sich mehr gleich bliebe, der natürlicher und blühender wäre. Die Gedanken sind

müthig, aufrichtig, zum Wohlthun geneigt, und stets bereit, selbst das Schwierigste zu unternehmen, um seinen Freunden zu dienen. Zärtlicher kann die Liebe gegen Eltern nicht seyn, als die seinige war, und Niemand genauer in Erfüllung der Pflichten, welche Blutsverwandschaft von uns fordert. Nur ein einziges Mal war er seinem Vater ungehorsam, und zwar bey folgender Veranlassung. Als es zwischen der Königin Maria von Medicis und dem Cardinal Richelieu auf eine so auffallende Art zum Bruche gekommen war, daß von Seite ihrer an keine Aussöhnung mehr zu denken stand, hielt es Herr v. Rancé, der an ihrem Hofe eine der ersten Stellen bekleidete, nicht mehr für schicklich, ferner zu dem Cardinal zu gehen, und er glaubte, es verstände sich von selbst, daß, nach seinem Beyspiele, der Sohn ebenfalls aufhören würde, jenem aufzuwarten. Da er aber bemerkte, daß dieser damit eben so

---

reichhaltig, mit Schmuck nicht überladen, die Worte treffend gewählt. Der Ausdruck ist nett, die Perioden sind harmonisch. Lieblichkeit und Nachdruck sind ihm gleich eigen, und durch eins von beiden dringt er in die Seele." Anm. des Herausg.

fleißig fortfuhr, so verbot er ihm ausdrücklich, den Cardinal nicht wieder zu sehen. Dieß setzte den Abbé in die äußerste Verlegenheit. Er stellte dem Vater vor, wie so sehr gütig sein Pathe gegen ihn gesinnt, von welcher geringen Bedeutung ein junger Mensch wie er, und wie viele Verbindlichkeit er ihm jetzt schon schuldig sey, auch daß er in Zukunft neue Gefälligkeiten von ihm hoffen könne, welches alles ihm nicht erlaube, mit demselben zu brechen; daher bitte er um Erlaubniß, dem Cardinal das, was Pflicht und Dankbarkeit gleich sehr von ihm verlangten, bezeigen zu dürfen. Herr v. Rancé aber, der der Königin für das Betragen seines Sohns verantwortlich zu seyn glaubte, und es überdieß nicht gut vertragen konnte, daß man ihm widersprach, wiederholte sein Verbot in solcher Art, daß der Sohn wohl merkte, er solle schlechterdings gehorchen. Dieser indessen hielt es für so hart und so unschicklich, daß er sich nicht entschließen konnte, es zu befolgen. Er fuhr also fort, zu dem Cardinal zu gehen, aber mit solcher Vorsicht, daß der Vater entweder nichts davon erfuhr, oder sich stellte, als wenn er es nicht wisse; der Tod des Cardinals machte endlich dieser Verlegenheit ein Ende.

Noch einige Jahre früher hatte unser Abt seine Mutter verloren, die ihn mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, ja man kann wohl sagen, bloß für ihn lebte. Dagegen bestrebte sich aber auch der Sohn, ihr durch eine beständige Aufmerksamkeit seine Dankbarkeit zu bezeigen. Während ihrer letzten Krankheit konnte man ihn nicht von ihr wegbringen, und aus seinen Händen nahm sie gern alles, was sie andern verweigert haben würde. Allein sie unterlag einer Krankheit, die stärker war, als die dagegen angewandten Mittel. Der Sohn beweinte sie, und war lange untröstlich. Ihr Tod war für ihn ein unersetzlicher Verlust, denn sein Vater konnte bey seinen überhäuften Geschäften sich um die Erziehung nicht mit so vieler Sorgfalt bekümmern, als er wohl wünschte; indessen hatte die Vorsorge und das gute Beyspiel einer tugendhaften Mutter, diesen Mangel bis jetzt ersetzt. Nun aber genoß er einer Freiheit, die zwar jungen Leuten sehr erwünscht, aber auch oft verderblich ist.

Als der junge Abt alles gelernt hatte, was seine Lehrer ihm mittheilen konnten, ward er auf das Gymnasium Harcourt geschickt, um Phi-

losophie zu studieren, und er machte hier alle die Fortschritte, welche man von seinem lebhaften, durchdringenden Verstande erwarten konnte. Er hielt seine, der Königin Anna von Oesterreich zugeeignete Disputation, mit Beyfall des Hofes und der Stadt. Bald darauf gerieth er auf einen sonderbaren Irrweg; das Studium der Astronomie führte ihn nämlich zu dem Studium der Sterndeuterkunst, um durch diese die Zukunft zu erforschen. So glaubte er denn, daß das Schicksal der Menschen in den Gestirnen geschrieben stehe, und daß es erlaubt sey, es dort zu suchen. Indessen unterbrach das Studium der Theologie eine Zeit lang diese gefährlichen Grübeleien. Er widmete sich jenem mit ganzem Eifer, weil er alle seine Commilitonen zu übertreffen suchte, denn Ehrsucht war damals seine herrschende Leidenschaft. Als ihm die Erlaubniß zum Predigen ertheilt ward, that er dieses mit dem nämlichen Erfolge, als er in allem, was er bisher unternommen, gehabt hatte. Er besaß eine überzeugende, rührende und hinreißende Beredsamkeit. Seine Aussprache war pathetisch und deutlich; kurz, er hatte alle Talente und Eigenschaften, die einen vollkommenen Redner bilden

können. Als er alle bey der Fakultät zu Paris gewöhnliche Prüfungen bestanden, und den ersten Gradum erhalten hatte, endigte er seinen Studien-Cursus.

Um diese Zeit starb sein Vater, und so genoß er nun vollends eine unglückliche Freiheit, die er später durch eine so strenge Reue gebüßt hat. Sein Vater war auf sein Guth Veret gereiset, wo er sich mit dessen Verschönerung beschäftigte. Hier ward er vom Seitenstechen befallen, und sogleich gab er dem Abt davon Nachricht, mit dem Verlangen, daß er, nebst seinem Bruder, dem Malteserritter, zu ihm kommen möchte. Beide gingen sogleich nach Veret ab. Aber so sehr sie auch geeilt hatten, fanden sie dennoch den Vater so krank, daß man an seinem Leben verzweifelte. Des Abts erste Sorge war, ihm die Kirchen-Sacramente empfangen, und ihn zum Sterben vorbereiten zu lassen. Herr v. Rancé hatte bereits sein Testament gemacht, daher der Abt von ihm nur noch einige Aufklärung über die Besorgung seiner Angelegenheiten erhielt. In seiner letzten Unterredung mit dem Sohne äußerte er gegen diesen, wie sehr das Leben in der großen Welt täusche, und wie leicht es zu Ausschwei-

fungen hinreiße; wie falsch und eigennützig die mehresten Menschen dächten; alles nur auf sich selbst bezögen; immer verführt würden, und andere verführten. Ich hinterlasse dir, (setzte er hinzu,) wenig Vermögen, weil ich nie Gelegenheit fand, auf erlaubtem Wege es zu vergrößern, und ich Ehre und Gewissen allem dem, was das Glück verführerisches hat, vorzog. An deiner Erziehung habe ich nichts gespart, weil ich glaubte, das sey das beste und nützlichste, was Väter für ihre Kinder thun könnten. Uebrigens fürchte Gott, und nichts müsse jemals deine dem Könige schuldige Treue erschüttern. Gegen deine Freunde sey redlich gesinnt, und hange an ihnen mit ganzem Herzen. Selbst die, welche nicht so denken, schätzen dennoch diese Eigenschaften. Hierdurch wirst du dich sicher auszeichnen, und einen dauerhaften guten Ruf gründen, den keine Widerwärtigkeiten des Schicksals erschüttern können. Andere werden dich an Geburt, Rang, Vermögen und Ehrenstellen übertreffen; in Wissenschaften werden einige dir gleich, oder selbst zuvor kommen; aber auf der Bahn der Tugend werden nur wenige mit dir wetteifern. Auf dieser gehe beständig vorwärts, und sey versichert, daß du nur

in

in so fern wahre Zufriedenheit empfinden kannst, als du wahrhaft tugendhaft seyn wirst.

Ein Paar Stunden darauf starb Hr. v. Rancé, und versetzte den Abt in die tiefste Trauer. Er sparte weder Mühe noch Kosten bey seinem Begräbnisse. Die Abschiedsworte seines Vaters hatten einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich ihrer in seiner Zurückgezogenheit beständig erinnerte, und nach seiner Bekehrung noch oft davon sprach.

Nach des Vaters Absterben vermehrten sich die Einkünfte des Abts durch den Ertrag von Veret, einem der schönsten Güther in Touraine, und einiger andern, so daß sie sich auf ohngefähr dreißig Tausend Livres beliefen.

Er war damals fünf und zwanzig Jahr alt, von etwas mehr, als mittlerer Größe, und wohl gewachsen. Er hatte eine glückliche, geistreiche Physiognomie, hohe Stirn, eine große, gut geformte Nase, Augen voll Feuer, und sein Gesicht alle Reize, die ein Mann sich wünschen kann. Sein Benehmen flößte zugleich Liebe und Achtung ein. Uebrigens war seine Constitution so zart, daß er schon beim geringsten Winde den Schnupfen bekam, und so begriff man kaum,

wie er die Anstrengungen der Jagd und des Studierens ertragen konnte. Noch mehr setzte, seit seiner Bekehrung, seine strenge Lebensart und seine Kasteyung, wovon man in den letzten Zeiten fast kein Beyspiel gehabt hat, in Erstaunen.

Er war fast ein eben so heftiger Feind, als er ein eifriger Freund war. Doch er verbesserte diesen Fehler nach seiner Bekehrung, und trieb die Liebe gegen seine Feinde so weit, daß man hätte denken mögen, er thue zuviel, wenn dieß anders die christliche Moral erlaubte. Ueberhaupt war er zu Extremen geneigt, und er blieb selten auf der Mittelstraße.

Das Talent der gesellschaftlichen Unterhaltung besaß er im höchsten Grade; je nachdem die Personen waren, mit denen er sich in Gesellschaft befand, war er gefällig, höflich, nachgiebig, gelehrt, selbst erhaben in seinen Gesprächen; ohne allen Zwang, ohne alle Affectation; immer natürlich, immer geistreich.

So viele Vorzüge, verbunden mit einem beträchtlichen Einkommen, waren zwar große Vortheile für das Leben in der Welt, aber auch ein mächtiges Hinderniß für das Heil seiner Seele. Die Vergnügungen boten sich ihm von

selbst dar, und er floh nicht vor ihnen. Zwar verfiel er in keine grobe Ausschweifungen, denn er achtete seinen Ruf; aber er widerstand doch den Leidenschaften nicht ganz.

Sein Tisch war vorzüglich gut; in seinem Hause herrschte die größte Reinlichkeit, und Luxus in Möbeln, in Equipage und Kleidung. Die Jagd liebte er leidenschaftlich, und deshalb zog er Veret seinen übrigen Gütern vor. Hier brachte er einen Theil des Jahrs in Wohlleben und Vergnügungen zu. Ob er gleich von seinem Oheim, dem Erzbischof von Tours, um diese Zeit zum Priester geweihet wurde, und den Doctorhuth erhielt, so machte ihm doch das Leben, das er führte, wenig Sorge. Er wußte zwar, daß der geistliche Stand ein ganz anderes verlangte; aber damals gab er nur seiner Ehrsucht Gehör. Daß er das Bischthum Leon ausschlug, daran hatte ein Gefühl von Unwürdigkeit keinen Antheil, sondern die Betrachtung, daß es von zu geringen Einkünften sey, und daß es ihn zu weit von Paris und vom Hofe entfernen würde. Seine ganze Absicht war darauf gerichtet, Coadjutor des Erzbischofs von Tours zu werden, und dieser wünschte es selbst. Indessen war er mit

sich selbst nicht immer einig, denn seine Leidenschaften und seine Einsichten stritten mit einander, und zuweilen sprach er selbst das Verdammungsurtheil über seine Verirrungen, faßte auch den Vorsatz, sich von seinen Verbindungen los zu reißen. Aber er glich einem Schlaftrunkenen, der sich wach zu machen bemühet, und dadurch oft nur in einen noch tieferen Schlaf verfällt.

Je älter er ward, desto mehr nahm sein Leichtsinn zu. Als er sich einst mit drey Freunden auf seinem schönen Landgute Veret befand, kamen alle zusammen auf den ausschweifenden Einfall, jeder hundert Pistolen zu sich zu stecken, und so lange als diese ausreichen würden, gleich irrenden Rittern über Land und Meer auf Abentheuer auszugehen, und sich bloß vom Zufalle leiten zu lassen. Sie waren eben im Begriff, dieses Vorhaben auszuführen, als einer von ihnen eine ansehnliche Stelle vom Könige erhielt, der daher gleich abreisen mußte, sich dafür zu bedanken, und sie anzutreten, worüber das ganze Project scheiterte. Einige Vorfälle, die sich bald darauf ereigneten, brachten den Abt auf ernsthaftere Gedanken. Der erste Vorfall war das Absterben des Staats-Ministers, Leon de Bou-

thillier, Grafen von Chavigny, seines Vaterbruders Sohn, der zwar seit dem Tode des Cardinals Richelieu nicht mehr den vorigen Einfluß, aber doch noch solche Freunde hatte, die dem Abt Rancé in einigen seiner ehrgeizigen Entwürfe unterstützen konnten. In dieser Rücksicht war dessen Verlust ihm auch schmerzhaft.

Ein zweiter Zufall erregte zur nämlichen Zeit sein Nachdenken von neuem. Er ging auf dem Felde hinter der Kirche Notre-Dame zu Paris spazieren, und hatte seine Flinte bey sich, weil er damals gern schoß. Einige Leute am Ufer des Flusses schossen nach ihm, entweder aus Versehen, oder mit Vorsatz, und eine Kugel traf den Metallbeschlag seiner Jagdtasche, sonst würde er auf der Stelle des Todes gewesen seyn. Diese offenbare Vorsehung Gottes rührte ihn so, daß er ausrief: Ach! was wäre aus mir geworden, wenn sich Gott meiner nicht erbarmt hätte!

Doch dieser Eindruck erlosch wieder, als er gleich darauf, durch Vermittelung des Erzbischofs von Tours, zum Deputirten bey der General-Versammlung der Geistlichkeit, die in Paris gehalten werden sollte, für seine Provinz erwählt wurde. Diese Versammlung, welche beynahe

zwey Jahre dauerte, ist durch die Wichtigkeit ihrer Verhandlungen merkwürdig geworden, und der Abt Rancé hatte daran keinen geringen Antheil. Bekanntlich mußte Franz von Harlay, Erzbischof von Rouen, der dem Hofe misfallen hatte, die Versammlung verlassen, und ward nach Gaillon verwiesen. Der Abt Rancé und die Bischöfe von Angouleme und Consevans besuchten ihn hier, um ihn zu trösten; ersterer aber that noch mehr; er vermochte die Versammlung dahin, sich durch eine Deputation für den Erzbischof zu verwenden, und Rancé selbst war einer der Deputirten. Auch erlangte die Deputation alles, warum sie bat.

Einen andern Beweis ihrer Achtung gab die Versammlung dem Abt Rancé dadurch, daß sie ihn, auf den von ihr gefaßten Beschluß, vom Eusebius, und einigen andern griechischen Kirchenvätern neue, korrecte Ausgaben zu veranstalten, die Aufsicht darüber zu übernehmen ersuchte. Gerade um diese Zeit ward der Abt, von Gaston, Herzog von Orleans, zum Ober-Almosenier ernannt. Einige Mitglieder der Generalversammlung, die darin das Uebergewicht zu erhalten suchten, und die den geraden Sinn, die

Festigkeit und Einsicht des Abts Rancé fürchteten, vereinigten sich, um ihn daraus zu verdrängen, und ihn dahin zu bringen, sie von selbst zu verlassen. Zu dem Ende ließen sie ihm durch Mittelspersonen sagen: Er sey dem Premier-Minister verdächtig geworden, und sie wüßten von sicherer Hand, daß er Befehl erhalten würde, sich aus der Versammlung zu entfernen. Diese Nachricht, wie es sich hernach ergab, war falsch, aber sie verursachte doch dem Abt Rancé große Unruhe. Zwar machte ihm sein Gewissen in Ansehung der dem Könige schuldigen Treue nicht die mindesten Vorwürfe; aber er wußte auch, wie schwach gegen Intriguen und Cabalen, besonders aber gegen einmal Wurzel gefaßte Vorurtheile, das Zeugniß eines guten Gewissens ist. In dieser Verlegenheit verließ er die Versammlung unter dem Vorwande dringender Geschäfte.

Dieses war das erste Mal, daß er sich von der Wahrheit überzeugte, wie leicht man sich durch große Vorzüge Feinde macht, und daß ein hervorstechendes Verdienst eine Art von Unrecht ist, welches fast niemals verziehen wird. Er war indessen kaum zu Veret angekommen, als seine Freunde ihm meldeten, er habe sich übereilt, denn

an der ihm mitgetheilten Nachricht sey kein wahres Wort. Allein da Rancé wußte, daß er sich mehrere mächtige Feinde gemacht hatte, daß die Vorspiegelung sich daher leicht in Wirklichkeit verwandeln könne, zumal da es so leicht war, ihm, der kein Mißtrauen kannte, hinter dem Rücken Schaden zu thun, und er überdieß in der Versammlung wenig Nutzen mehr stiften konnte, so gab er den Umständen nach, und blieb in Veret. Drey Monathe darauf ward die General-Versammlung aufgelöset.

Mit einigen auserlesenen Freunden lebte er zu Veret dem Vergnügen, besonders der Jagd. Eines Tages hörte er auf seiner Flur schießen. Er ging auf die Gegend zu, und fand hier einige benachbarte Edelleute, die ihre Bediente bey sich hatten. Unter ersteren war Einer, der sich durch eine Menge Duelle furchtbar gemacht hatte. Diesen sehen, über ihn herfallen, und ihm sein Gewehr nehmen, war bey Rancé nur die Sache eines Augenblicks. Das Erstaunen darüber benahm dem Edelmann das Vermögen, sich zu wehren, und er gestand nachher selbst, daß ihm dieß unbegreiflich sey, und ihn eine höhere Macht abgehalten haben müsse, sonst würde er den Abt

sicher getödtet haben. Indessen kamen des letztern Freunde dazu, und legten den Zwist ohne weitere Folgen bey. Dieser besondere Schutz der Vorsehung machte auf Rancé tiefen Eindruck, und der Tod einiger geliebten Personen verstärkte solchen noch. Er sah nun ein, wie sehr er sich verrechnet hatte, sein Glück auf einen Grund zu bauen, der durch so mancherley Zufälle erschüttert werden könne. Von dieser Zeit an bemerkte man in seinen Briefen eine Aenderung seiner Gesinnungen; sie drückten ein Verlangen aus, sich zu bekehren; doch war dieß noch so schwach, daß es die geringste Versuchung wieder ersticken konnte. Hingegen ein widriger Zufall, ein fehl geschlagener Entwurf, der Kaltsinn eines Großen, die Untreue oder Gleichgültigkeit eines Freundes, selbst der Ueberdruß sinnlicher Freuden, fachten diesen Funken wieder an.

In dieser Stimmung befand er sich, als ihm ein Zufall begegnete, den er selbst in seiner Abhandlung von den Pflichten eines Christen, folgendermaßen erzählt. „Eines Tages traf ich einen Hirten an, der auf einem weiten Felde seine Herde hütete. Um sich gegen Sturm und Regen etwas zu schützen, hatte er sich unter ei-

nen Baum geflüchtet. Er war ungefähr sechszig Jahr alt, und hatte eine so anziehende Physiognomie, daß ich ihn fragte, ob ihm das Geschäft, das er treibe, auch lieb sey? Er antwortete mir, es verschaffe ihm die größte Ruhe, und es gereiche zu seiner wahren Zufriedenheit, der Führer dieser simplen und unschuldigen Thiere zu seyn. Die Tage würden ihm zu Augenblicken, und sein Stand dünke ihn so angenehm, daß er ihn allen andern vorziehe. Die Könige wären weder so glücklich noch so zufrieden, als er; zu seinem Glücke fehle es ihm an gar nichts, und er würde selbst nicht einmal verlangen, die Erde mit dem Himmel zu vertauschen, wenn er nicht glaubte, daß es auch dort Felder, und Herden zu hüten geben werde."

„Ich bewunderte, (fährt der Abt fort,) die Einfalt des Mannes, und verglich ihn mit den Großen dieser Welt, deren Ehrgeiz unersättlich ist, und die noch immer nicht genug haben würden, wenn sie auch aller Reichthümer, alles Glücks und aller Vergnügungen genössen. Ich sah ein, daß nicht die Güther dieser Welt unser Glück begründen, sondern Unschuld des Herzens, einfache und mäßige Wünsche, Entbehrung über-

flüßiger Dinge, Ergebung in den Willen Gottes, Liebe und Werthschätzung des Standes, in welchen zu versetzen es ihm gefallen hat."

Dieser in sein Herz gestreute Saame ging aber erst später auf; denn noch verzögerten dieß seine Leidenschaften und seine Nachgiebigkeit gegen die Lockungen der Welt. Indessen verstärkte sich doch seine Liebe zur Wahrheit immer mehr, wovon folgender Vorfall einen Beweis gab. Er unterredete sich einst mit einigen ausgewählten Freunden, die ihn fast nie verließen, und die Rede fiel auf die Mehrheit der Pfründen. Einer von ihnen, der ihrer selbst mehr als eine zugleich besaß, behauptete, daß sie erlaubt sey, und führte dafür mehrere Gründe an. Vorzüglich stützte er sich zuletzt darauf, daß doch so viele, die am besten wissen müßten, was recht sey, sich in diesem Falle befänden; daher andere, die nicht so verständig und aufgeklärt wären, desto weniger befürchten dürften, sich hierin zu irren. Aber Rancé vertheidigte eifrig die entgegen gesetzte Meinung, und außer mehreren anderen Gründen, hielt er es für einen schreienden Misbrauch, daß ein einziger Mensch, der noch dazu der Kirche oft zu nichts nützlich sey, so viele Pfründen

in seiner Person vereinige, als hinreichen würden, einer Anzahl guter Menschen ihr Auskommen zu verschaffen, an deren Arbeitsamkeit er ein gutes Beyspiel nehmen könne. Ich weiß wohl, setzte er hinzu, daß ich mich hierdurch selbst verurtheile, ob ich gleich zu meiner Rechtfertigung anführen könnte, daß man mir die Pfründen, die ich besitze, gegeben hat, als ich noch zu jung war, um darüber nachdenken zu können; allein ich gestehe, daß mein Gewissen sich darüber beunruhiget, sie so lange behalten zu haben.

Von dieser Zeit an dachte er darauf, zu thun, was ihm zu Beruhigung seines Herzens nothwendig schien. Er fragte deshalb den Hrn. v. Choiseul, Bischof von Comminges, um Rath. Dieser lobte seine Bedenklichkeit in einem Punkte, über den so viele andere so leicht sich hinweg setzten. Indessen habe er doch nicht bedacht, daß im Grunde alle Aebte der Regel unterworfen wären, welche in ihren Klöstern beobachtet würde; daß sie diese selbst beobachten, ihre Mönche dazu anhalten, und ihnen selbst das Beyspiel darin geben sollten; daß es hingegen mit den weltlichen Aebten eine ganz andere Be-

wandniß habe, und diese den regulirten weit nachstehen müßten. Rancé versprach, dieser Materie nachzudenken, und wenn er den vom Bischofe gemachten Unterschied gegründet finde, entweder seine Abteyen aufzugeben, oder sich einkleiden zu lassen, so sehr ihm auch die Mönchskutte zuwider sey.

Von seiner Liebe, wahr und unverstellt zu handeln, noch ein Beyspiel. Er erhielt den Auftrag, zugleich mit einem der ausgezeichnetesten Erzbischöfe, dem Cardinal Mazarin, eine Vorstellung über etwas zu machen, das für die französische Geistlichkeit von großer Wichtigkeit war. Der Erzbischof richtete aber seinen Vortrag ganz nach den Gesinnungen des Ministers ein, und setzte das Interesse und die Absicht der Corporation, die ihn zu ihrem Deputirten gewählt hatte, pflichtwidrig aus den Augen. Was er sagte, war ganz etwas anderes, als was ihm war aufgetragen worden. Da Rancé nicht das Wort zu führen hatte, so hätte er es dabey bewenden lassen können, um so mehr, da er sich sonst den Erzbischof zum Feinde machen, und dem Minister mißfallen mußte, von dem sein Glück allein abhing. Doch alles dieses konnte

ihn nicht zurück halten. Er äußerte gerade zu, daß der Erzbischof sich seines Auftrags sehr übel entledige. Dieß beleidigte den Prälaten in höchstem Grade, und auch der Cardinal konnte sich nicht enthalten, sein Misfallen über eine solche Freimüthigkeit zu äußern. Die Tugend hat indessen das eigene, selbst ihren Feinden Achtung abzuzwingen, und so flößte auch Rancé's Rechtschaffenheit dem Cardinal eine noch größere Hochschätzung ein, so daß er ihn um seine Freundschaft bat.

Mit seiner Liebe zur Wahrheit hielt seine Uneigennützigkeit gleichen Schritt. Er besaß eine, unter den Menschen seltene, Hoheit der Seele. Dieß war einer der hervorstechendsten Züge in seinem Character. Zwar hatte er den Wunsch, sich empor zu schwingen; aber er verachtete alle niedrige, krumme Wege, alle Mittel, die sich mit der Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Freundschaft nicht vertrugen. Nichts war gewisser, als daß er die Coadjutorstelle zu Tours erhalten haben würde, wenn er gegen seine Meinung hätte reden, und eine Parthey nehmen wollen, die er nicht billigte, ja noch überdieß seinen Freunden

untreu werden. Er schlug daher die ihm deshalb gemachten Anträge aus.

Für Andrer Leiden hatte Rancé von jeher ein Theil nehmendes Herz. Noch vor seiner Bekehrung stellte sich einst eine arme Frau, die ihn kannte und oft durch das Dorf kommen sah, an den Weg, um ihn um ein Allmosen zu bitten. Der Abt kam, und die Frau redete ihn an, er verwies sie an seinen Kammerdiener, der einige Schritte hinter drein folgte; aber statt diesen um ein Allmosen zu bitten, stellte sie sich, als wenn er sie umgeritten hätte. Auf ihr Geschrey kehrte der Abt um, verwieß dem Kammerdiener seine Unvorsichtigkeit, suchte die Frau auf alle Art zu beruhigen, und gab ihr zwey Pistolen. Kaum aber war er hundert Schritte weiter, als ihm einfiel, daß die Frau ihm gesagt habe, sie sey schwanger. In dieser Rücksicht fand sein Mitleiden eine Unterstützung von zwey Pistolen zu gering; er kehrte also wieder um, und gab ihr noch vier.

Rancé lebte mit seinen Freunden zu Veret zwar noch immer fast auf dem nämlichen Fuß als zuvor, aber nicht mehr mit der nämlichen inneren Ruhe. Eine geheime Stimme in seinem Herzen flüsterte ihm zu, daß er für die Freuden

dieser Welt nicht geschaffen sey, und daß sie nicht im Stande wären, ihn glücklich zu machen. Um sich mehr zu sammlen, beschloß er, nach Paris zu gehen, und sich auf eine Zeit lang zu den Vätern des Oratoriums *) zu begeben, und hier überließ er sich der Leitung des Paters de Mouchy, eines Mannes von vornehmer Geburt, großen Kenntnissen, vorzüglicher Frömmigkeit, und vom Publicum sehr geachtet. Diesem öffnete Rancé sein Herz, nahm von ihm Anweisung, eine Generalbeichte ablegen zu können, die er auch wirklich in der Anstalt ablegte, und er that alles, was man ihm sonst vorzuschreiben für gut fand. Anfangs behandelte ihn der P. Mouchy sehr gelinde, nachher aber legte er ihm strenge Bußen auf. Rancé ließ sich alles gefallen; er fand sogar, daß man ihn zu sanft behandle, und so fügte er den ihn aufgelegten Bußen noch die hinzu, auf bloßen Brettern zu schlafen. Der P. Mouchy setzte eine Anweisung für ihn auf, wie

*) L'Institution des Pères de l'Oratoire, war eine Anstalt, wo diejenigen, welche sich hinein begaben, unterrichtet wurden, und eine Art von Probejahr hielten.

wie er sein Leben, mit Rücksicht auf seine Lage, einzurichten habe. Diese befolgte der Abt genau, und änderte sein Betragen ganz und gar. Nun erst ward er ein wahrer Christ, statt daß er bisher bloß ein rechtlicher Mann gewesen war.

Bald darauf, als er das Oratorium verlassen hatte, kehrte er nach Veret zurück, und lebte hier ferner als ein Mann von Stande, denn im Aeußern blieb noch alles wie zuvor. Seine Bekehrung machte daher wenig Aufsehen; viele Menschen wußten nicht einmal etwas davon. Des Königs Bruder, Gaston, Herzog von Orleans, dessen Ober-Almosenier er war, erfuhr sie indessen. Auch dieser Fürst war von seiner Verirrung zurück gekommen, und dachte darauf, ein christliches Leben zu führen. Er glaubte, hierzu könne der Abt Rancé ihm von großem Nutzen seyn, und so ließ er ihn kommen. Der Herzog empfing ihn um so gütiger, da er ihn in einer Stimmung fand, in die er sich selbst zu versetzen wünschte; am ganzen Hofe aber hatte er Niemand um sich, der ihn darin unterstützte, vielmehr widersetzte sich alles seiner guten Absicht. Die Hofleute schrieben seine Aenderung einer Melancholie zu, glaubten, daß diese seiner Ge-

sundheit nachtheilig werden könne, und suchten ihn daher durch Vergnügungen und aufgeräumte Gesellschaft zu zerstreuen. Den Abt Rancé betrachteten sie als einen lästigen Reformator und Freudenstörer, und so dachten sie bloß darauf, seine Absicht zu vereiteln, und dem Prinzen eine üble Meinung von ihm beyzubringen. Allein da der Abt sein feines Betragen, seine angenehme Manieren und seine Unterhaltungsgabe beybehalten hatte, so gewann er dennoch das Zutrauen der mehrsten Hofleute.

Der Herzog schüttete sein Herz gegen ihn aus, gestand ihm auch, daß er eine Ahnung von seinem nahen Tode habe, der ihm um seines vergangnen Lebens willen schreckliche Unruhe verursache. Rancé stellte ihm offenherzig vor, was er zu thun habe; der Prinz machte sich seine Winke zu Nutz, und sein Leben wurde von nun an eben so erbaulich, als es zuvor das Gegentheil gewesen war, so daß der ganze Hof eine andre Gestalt gewann. Der Herzog machte täglich Fortschritte in der Frömmigkeit; doch seine Ahnung ging bald in Erfüllung: er ward krank, und starb. Rancé verließ ihn nie, stärkte ihn durch Beyspiel und Ermahnung, und bereitete

ihn vor zum Empfange der letzten Sakramente, die der Prinz auf die erbaulichste Weise erhielt. In diesen Verrichtungen stand dem Abte der P. Mouchy bey, der in den letzten Tagen angekommen war. Kaum war der Herzog gestorben, als seine Hofleute ihn verließen. Jeder von ihnen nahm, was ihm anstand. Rancé und Mouchy blieben fast ganz allein bey der Leiche. Letzterer benutzte dieses belehrende Beyspiel, um die angefangene Bekehrung des Abts Rancé zu vollenden. Auf diesen machte der Tod des Prinzen einen um so tiefern Eindruck, da er in ihm einen großen Gönner, und mit ihm eine bedeutende Stelle verlor.

Während man den Leichnam einbalsamirte, sagte Mouchy zu Rancé: Was ist nun aus dem Fürsten geworden, der so hoch stand, so verehrt wurde, so nahe der Krone war? Von dem Augenblicke an, wo für ihn die Zeit aufhörte, und die Ewigkeit anfing, gab es für ihn keine Ehre, keine Auszeichnung, keinen Ruhm, kein Vergnügen mehr. Alles ist verschwunden! Da liegt er, wie alle übrige Menschen, jetzt ein Gegenstand, der Abscheu erregt; oder vielmehr, er steht jetzt vor Gott, vor diesem furchtbaren Richter, bey

dem kein Ansehen der Person gilt. Gott hat jetzt, indem ich dieß sage, über sein Schicksal auf immer entschieden. Er ist jetzt auf ewig entweder glücklich, oder unglücklich.

Rancé, von diesen Worten gerührt, gestand, daß er noch zu sehr an dem Nichts der Dinge dieser Welt hange, und daß er fürchte, Gottes Langmuth zu ermüden. Der P. Mouchy ward hierdurch zu der Bemerkung veranlaßt, daß Gott ein getheiltes Herz nicht liebe; daß wer auf der Bahn der Tugend nicht vorwärts schreite, zurück gehe; daß man durch Trägheit oder Aufschub der Gnade Gottes ganz verlustig gehen könne.

Rancé wurde durch alles dieses so gerührt, daß er auf einmal einen festen Entschluß faßte. Nun wohl! sagte er zu Mouchy: künftig soll die Welt mir nichts mehr seyn; ich thue auf sie gänzlich Verzicht, und verlasse sie auf immer. Aber wie soll ich mich dabey benehmen? Ich habe eine Menge Geschäfte zu besorgen, ich stehe in mancherley Verbindungen, ich besitze mehrere Pfründen, ich bin auf tausenderley Art mit der Welt verknüpft. Gern wollte ich sie noch heut, in dieser Stunde, in diesem Augenblicke verlassen; aber wie soll ich mich von allem dem Wirwar los machen?

Der P. Mouchy zeichnete ihm den Plan vor, den er nicht übereilt, sondern ruhig und mit Bedacht zu befolgen habe. Mouchys Absicht ging dahin, aus Rancé einen regulirten Abt zu machen, und dieser hatte auch damals keine andere Idee. In die Stelle der ehemaligen Vergnügen, traten nun Ruhe, Zufriedenheit und Freudigkeit des Herzens. Beide Freunde trennten sich, nachdem das feierliche Begräbniß vorüber war. Rancé ging nach Veret zurück, Mouchy nach Paris, wo sie sich beide wieder treffen wollten.

Auf dem Wege nach Veret bedachte Rancé, daß er dort durch zu viel Besuch würde zerstreut werden; daher änderte er seinen Plan, und reisete zu einem Freunde, der zwar in einer einsamen, aber sehr angenehmen Gegend wohnte. Hier überdachte er mit Reue sein vergangenes, für die Ewigkeit verlornes Leben, und suchte sich auf alle Weise in seiner Sinnesänderung zu bestärken. Sechs Wochen hatte er in dieser Einsamkeit so zugebracht, als er von einigen Personen aus der Nachbarschaft erkannt wurde. Dieß bewog ihn nach Veret zurückzukehren. Doch mit ganz andern Augen betrachtete er nunmehr diesen Landsitz; er erschrack über dessen Pracht und Ein-

richtung; jetzt faßte er den Entschluß, die Möbeln zu verkaufen, und was daraus gelöset würde, den Armen, als einen ihnen gebührenden Ersatz, zu geben. Da sich dieß nicht gleich auf der Stelle ausführen ließ, so verbannte er wenigstens vorerst allen Luxus, und alle Vergnügungen, die hier so lange geherrscht hatten. Er verabschiedete den größten Theil seiner Dienerschaft, und behielt davon nur so viel, als er durchaus nöthig zu haben glaubte. Er verkaufte seine Silberservice, und gab den Armen das Kaufgeld. Die größte Einschränkung traf seinen Tisch, denn er begnügte sich mit bloßem Rindfleisch. Die Jagd, die er so leidenschaftlich geliebt hatte, gab er ganz auf. Dagegen zeichnete er zur Erholung, und er machte darin gute Fortschritte. Aber da er fand, daß ihn diese Zerstreuung zu sehr anzog, so glaubte er Verzicht darauf thun zu müssen, so unschuldig sie auch an sich war, denn er fürchtete, sie möchte ihn am Gebet, und an solchen Beschäftigungen hindern, die näher mit seinem Stande verwandt waren.

Seine modeste Kleidung entsprach seinem übrigen Benehmen; er trug keine seidene Zeuge mehr, sondern bloßes Tuch. Sonst hatte er auf

seinen Anzug viele Sorgfalt verwendet, jetzt aber kleidete er sich ganz allein an, immer in einem kalten Zimmer, und er leistete nun sich selbst alle die Dienste, womit sonst eine große Anzahl Domestiken beschäftiget gewesen war. Gebet, Studium der h. Schrift und der Kirchenväter, füllten seine ganze Zeit aus. Von den Schriften der letztern wählte er, (wie er in einem Briefe vom 7ten April 1697 sagt,) nur die aus, welche zum Herzen reden, nicht aber zum Verstande; womit er die meinte, welche wahre Christen, nicht aber Gelehrte, bilden könnten.

Eine Lebensart, die von der vorigen so verschieden war, erlaubte nicht, die Fremden ferner aufzunehmen, die von Paris und aus den Provinzen nach Veret strömten, und er fand Mittel, sich ihnen zu entziehen, ohne den Wohlstand zu beleidigen, denn sie suchten bey ihm ihr Vergnügen, und dieses fanden sie nicht mehr. Weiter bedurfte es nichts, um dem Abt Rancé die gewünschte Einsamkeit zu verschaffen. Er fand indessen, daß seine schwächliche Constitution sich mit dieser Lebensart auf die Dauer nicht vertrug, daher er zwar zuweilen ausging, aber nur um Arme in der Nachbarschaft zu besuchen, und

dieß geschah immer zu Fuß, das Wetter mochte beschaffen seyn, wie es wollte. Den einen unterrichtete er, den andern stand er in seiner Krankheit bey, und alle unterstützte er in ihren Bedürfnissen. Prozesse suchte er entweder zu verhüten, oder durch seinen Rath und seine Freygebigkeit beyzulegen. Ueberall war er Friede und Ruhe zu verbreiten bemüht. Die Beschränkung aller unnöthigen Ausgaben, und die Sparsamkeit gegen sich selbst, wurden zu einer reichhaltigen Hülfsquelle für die Armen. Von allen Seiten kamen sie nach Veret, und es machte ihm Vergnügen, sie ein Einkommen verzehren zu sehen, das so lange zu Befriedigung seines Luxus und seiner Eitelkeit gedient hatte. Während der Zeit, daß er sich im Jahre 1660, und zum Theil auch in den folgenden Jahren zu Veret aufhielt, ernährte er vier bis fünf Hundert Arme. Er untersuchte alle ihre Bedrfnisse. Einem gab er Kleider, andern Arzney, und allen die Nahrungsmittel, deren sie bedurften. Die dreißig Tausend Livres, welche er damals an Einkünften ohngefähr besaß, wendete er bloß hierzu an. Niemand gab jemals lieber als er.

Veret war der Stadt Tours zu nahe, als daß der Erzbischof, Rancé's Oheim, von dem, was dort vorging, nicht hätte Nachricht erhalten sollen. Zwar glaubte er, des Neffens veränderte Lebensart sey nur eine vorüber gehende Laune; aber als er sah, daß dieser in Bußübungen und Almosenspenden immer weiter ging, so daß er besorgte, er werde sich zu Grunde richten, so lud er ihn unter dem Vorwande, einige Geschäfte mit ihm abzumachen, zu sich ein. Wie erstaunte er, den Neffen so verändert zu finden! Er suchte alles hervor, ihn von seiner nunmehrigen, seiner schwächlichen Constitution so wenig angemessenen, Art zu leben, abzubringen. Er erbot sich von neuem, alles anzuwenden, daß er zu seinem Coadjutor ernannt würde. Aber alles war vergeblich. Der Abt, der dieß voraus gesehen, hatte sich gegen alle Verstellungen so gewaffnet, daß alle Pfeile abprellten. Zuletzt nahm der Erzbischof zu Neckereyen seine Zuflucht. Rancé würde diese früher sicher nicht ertragen haben; jetzt hingegen verdroß es ihn bloß, daß er einen Feind seines guten Vorhabens in der Person eines Prälaten fand, der seiner Meinung nach solches vielmehr hätte begünstigen sollen, und so

beschloß er, den Oheim nie wieder zu sehen. Auch geschah dieß nicht eher, als bis der Erzbischof versprochen hatte, sich seinem Vorhaben weiter nicht zu widersetzen. Er hielt aber nicht Wort, fing indessen das Ding anders an. Um ihn aus seiner Einsamkeit zu ziehen, spiegelte er dem Abte vor, die bischöflichen Verrichtungen würden ihm bey zunehmendem Alter zu sauer, als daß er sich ihnen gehörig widmen könne; er habe daher seiner Beyhülfe nöthig, und zu dieser sey er mehr als ein Fremder verpflichtet, auch dazu fähiger. Dieß werde ihm zugleich Gelegenheit geben, die Einsichten, welche er sich in seiner Zurückgezogenheit erworben habe, praktisch für andre zu nutzen. Wenn er auch auf den Oheim keine Rücksicht nehmen wollte; so sey es doch unrecht, gegen die Kirche, als die Mutter aller Gläubigen, eben so gleichgültig zu seyn. Die Tugend bestehe endlich nicht darin, für sich allein zu leben, und nur an seiner eigenen Seele Heil zu denken, ohne sich um das Wohl anderer zu bekümmern, und Gott werde wegen des Gebrauchs seiner Talente eine um so strengere Rechenschaft von ihm fordern, je ausgezeichneter solche wären.

Rancé antwortete: Es werde nicht schwer halten, jemand zu finden, der viel geschickter als er sey, den Erzbischof in seinem Amte zu unterstützen. Er glaubte, der Kirche durch sein Gebet, durch seine Vervollkommnung und durch Erbauung des Nächsten, ebenfalls nützlich zu seyn. Er kenne sich und seine Schwachheiten zu gut, als daß er es wagen könne, die Zurechtweisung anderer zu übernehmen. Jetzt müsse er erst sehen, wo es mit ihm hinaus wolle, und dann werde er sich weiter erklären. Bis dahin möchte der Erzbischof gestatten, daß er bloß an seiner eigenen Besserung arbeite. Wenn dieß auch gerade für andere nicht das nützlichste seyn sollte, so sey es doch für ihn selbst das sicherste.

Da der Erzbischof indessen ihn durchaus von dem einsamen Leben abzuziehen suchte, so bat er ihn, wenigstens die Aufsicht über die Nonnenklöster seiner Diöces zu übernehmen; doch auch dieß schlug der Abt aus. Für ein solches Amt, sagte er, sey er zu jung. Später entschuldigte er sich noch mit dem neuen Grunde, daß er die, welche dieses Amt jetzt ohne Tadel versähen, nicht zu verdrängen gesonnen sey. Nun ließ der Erzbischof ihn endlich in Ruhe.

Nach und nach hatte sich das Gerücht von Rancé's Bekehrung in Paris und unter seinen übrigen Freunden verbreitet. Mehrere von ihnen kamen nach Veret, einige um sich näher von der Wahrheit zu unterrichten, andere um ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Er empfing sie mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, (denn diese blieb ihm eigen bis an sein Ende,) allein übrigens verstellte er sich gegen sie nicht im geringsten, sondern erklärte ganz offen, wie sehr er jetzt die Welt verachte, hingegen die Vortheile und die Süßigkeit eines einsamen Lebens schätze. Seine Freunde machten ihm ohngefähr die nämlichen Vorstellungen als der Erzbischof, und meinten, wenn er durch die jetzige Art zu leben, seine Gesundheit untergraben habe, so würde er mit Schaam und Reue zurückkehren. Rancé gesteht in einem seiner Briefe, daß ihn dieß letzte sehr verdrossen, und er mit einigem Aerger geantwortet habe: Er glaube nicht, daß Gott ihn jemals so weit verlassen werde, ein Leben aufzugeben, wie er es jetzt durch seine Gnade zu führen angefangen; daß wenn ihm aber ein solches Unglück begegnen sollte, es eine wohl verdiente Strafe seiner Unbeständigkeit seyn würde.

Als seine Freunde sahen, daß sie durch fernere Gegenvorstellungen ihn in seinem Vorsatze nur bestärken würden, so verließen sie ihn. Im Publikum wurden über das Zurückziehen des Abts sehr verschiedene Urtheile gefällt. Einige meinten, es sey eine Anwandlung von philosophischem Mismuth, die nicht von Dauer seyn werde; andere hielten dafür, er sey der Welt überdrüßig, weil er kein so großes Glück darin gemacht habe, als er im Sinn gehabt. Man ging gar so weit, zu sagen: Das sey alles nur Verstellung einer verborgenen Ehrsucht; der Weg, den er eingeschlagen habe, sey zwar verdeckt, aber dennoch eben so sicher; wenn er seinen Zweck erreicht habe, werde er die Maske fallen lassen, und eben so leben, wie zuvor. Gerade die wenigsten schrieben seine Zurückziehung der wahren Ursache zu. So entfernt sind die Menschen, zu glauben, daß man sich aus reinen, uneigennützigen Bewegungsgründen Gott ergeben könne.

Zwar erfuhr der Abt diese mancherlei Urtheile, doch setzte er sich über sie hinaus, so äußerst besorgt er auch zuvor in Ansehung seines Rufs gewesen war. Er wurde so gleichgültig über die falschen Meinungen der Menschen von

ihm, daß er sich nie die Mühe gab, ein Wort darüber zu verlieren. Als indessen eine Person von Stande, die zugleich sein Freund war, ihn um die wahren Bewegungsgründe seiner Sinnesänderung befragte, glaubte er eine Ausnahme von der Regel machen zu müssen, und unter der Bedingung der Verschwiegenheit, antwortete er folgendes: „Sie fragen mich, aus welchen Gründen ich die Welt verlassen habe, und ich will Ihnen gerade heraus gestehen, daß ich ihrer müde ward, weil ich nicht darin fand, was ich suchte. Ich sehnte mich nach einer Ruhe, die sie mir zu geben nicht vermögend war, und hätte ich sie auch zu meinem Unglücke in ihr gefunden, so würde ich vielleicht mich um weiter nichts bekümmert haben. Die Bande, durch welche ich mit ihr vereiniget war, misfielen mir so sehr, daß ich mich vor mir selbst schämte. Die mir sonst so angenehmen Gesellschaften, die Vergnügungen, die Plane zum Emporkommen und zum Glück, schienen mir so leer, so eitel, daß ich sie mit Eckel zu betrachten anfing. Die mehrsten Menschen waren mir verächtlich, denn ich fand bey ihnen weder Rechtschaffenheit noch wahre Ehrliebe und Treue. Alles dieses zusammen ge-

nommen bewog mich, Gegenstände zu fliehen, die ihren Reiz für mich verloren hatten, und etwas besseres zu suchen."

Wenn Rancé sich gleich der Welt entzogen hatte, so genoß er in seiner Einsamkeit dennoch keiner völligen Gemüthsruhe. Vier Dinge machten ihm noch Sorge: die Mehrheit seiner Pfründen; der Gebrauch, den sein Vater von deren Einkünften gemacht hatte, ehe er selbst Herr darüber war; seine eigene noch schlimmere Verwendung dieser Einnahme; und sein Landhaus zu Veret, das ihm für einen Menschen, der sein ganzes Leben hindurch Buße thun will, viel zu prächtig schien. Ueber diese Bedenken zog er verschiedene verständige Männer zu Rath; allein durch die Verschiedenheit ihrer Meinungen wurde seine Unschlüssigkeit nur noch vermehrt. Er selbst hätte zwar diese Zweifel recht gut auflösen können, doch in der damaligen Lage seines Gemüths war er nicht unbefangen genug, und trauete sich selbst nicht recht. Gerade um die Zeit kam der Bischof von Comminges, der in seine Diöces zurück kehrte, nach Veret. Rancé hatte keinen bessern Freund, und sein Zutrauen zu ihm war unbegrenzt. Diesem trug er seine Bedenken vor,

und äußerte dabey, daß seine Entscheidung ihm zur Norm dienen solle. Der Bischof erwiederte: Da er jetzt durchaus gleich nach Hause zurückkehren müsse, und die Zeit zu kurz sey, eine so wichtige Sache gehörig zu überlegen, so könne er ihm keinen andern Rath geben, als den er selbst in gleicher Lage befolgen würde, nämlich, sich an den Bischof von Alet zu wenden, den er als einen aufgeklärten und frommen Mann kenne, an den er sich in allen eigenen Verlegenheiten immer gewendet, und sich bey seinen Rathschlägen wohl befunden habe. Wenn Rancé erst in Anet gewesen sey, dann möchte er den Bischof besuchen, damit sie mit mehrerer Ruhe überlegen könnten, was weiter zu thun sey.

Hiermit war der Abt zufrieden, und versprach, so bald er nur noch einige dringende Geschäfte abgemacht habe, nach Anet zu gehen. Er machte indessen noch zuvor eine Reise nach seiner Abtey la Trappe. Hier fand er alles in einem erbärmlichen Zustande. Zwar beschloß er gleich damals, mehr Ordnung einzuführen, da er aber sich dießmal nur kurze Zeit aufhalten konnte, so mußte er die Ausführung seines Vorsatzes bis zur Wiederkunft verschieben.

Rancé

Rancé ging nach Paris, um sich mit dem Pater Mouchy über seine Reise nach Anet zu besprechen. Auch ihm theilte er alle die Bedenken mit, die er dem Bischof von Comminges vorgelegt hatte, dessen Meinung, den Bischof von Anet darüber zu Rath zu ziehen, Mouchy beytrat. Er sagte Rancé zugleich, daß der Bischof jetzt seine Diöces bereise, und erst in zwey oder drey Monaten zu Haus kommen würde. Das schien dem Abte ein langer Termin zu seyn, denn es lag ihm zu viel daran, aus seiner Ungewißheit zu kommen. Der Aufenthalt zu Paris war ihm unerträglich; er sah es jetzt mit andern Augen an, als vormals. Die Besuche waren ihm lästig, nnd doch konnte er um des Wohlstandes willen es nicht vermeiden, Besuche zu geben und anzunehmen. Mouchy, der des Abts Unlust bemerkte, rieth ihm, nach Chalons zu reisen, und sich dort bey dem Bischofe, der einer seiner besten Freunde war, einige Zeit aufzuhalten. Dieß that er, und der Bischof empfing ihn als einen Freund, den er immer geliebt hatte, und seit seiner Bekehrung noch zärtlicher liebte. Diese Liebe vergalt der Abt durch völlige Offenherzigkeit, und er äußerte, daß wenn er

dem Bischof nicht versprochen hätte, sich bey ihm Raths zu erholen, er seine Reise nicht fortsetzen würde, um dort Vorschriften über sein Verhalten einzuziehen. Indessen wollte der Bischof von Chalons über die Art, wie er künftig sein Leben einrichten solle, nichts entscheiden, aber er mißbilligte doch im allgemeinen die Mehrheit der Pfründen, und war der Meinung, daß wenn der Abt gleich verbunden sey, das Unrecht wieder auszugleichen, welches etwa sein Vater der Kirche zugefügt haben möchte, er sich dennoch als dessen Erbe nicht entbrechen könne, seine Verpflichtungen zu erfüllen, und seine Schulden zu bezahlen. Uebrigens aber könne er des Abts gar zu große Eingezogenheit nicht billigen, wenigstens nicht, daß sie immer daure, da Gott ihm seine großen Talente nicht gegeben habe, um sie ungenutzt zu lassen. Indessen werde dieß, so wie die übrigen Punkte, der Bischof von Alet am besten entscheiden.

Rancé reisete daher im Sommer 1660 nach Alan, dem gewöhnlichen Aufenthalte des Bischofs von Comminges, hörte aber hier, daß der Bischof von seiner Visitationsreise noch nicht zurück gekehrt sey. Er beschloß, dessen Rückkehr

in Alan abzuwarten, und diese Tage mit Andachtsübungen zuzubringen. Die vortheilhafte Veränderung, welche in jeder Rücksicht mit ihm vorgegangen war, konnte der Bischof von Comminges nicht genug bewundern. Eines Tages, als beide spatzieren gingen, und sie an einen einsamen Ort kamen, wo man die höchsten Spitzen der Pyrenäen übersehen konnte, auf denen das Auge des Abts so nachsinnend verweilte, daß er ganz in sich versenkt war, sagte der Bischof zu ihm: Er sehe so aus, als wenn er eine Stelle suche, wo er sich eine Einsiedeley bauen könne. Der Abt erröthete, doch war er aufrichtig genug, zu gestehen, daß dieß wirklich sein Gedanke gewesen sey, und daß er glaube, nichts besseres thun zu können. Wenn das ist, antwortete der Bischof, so können Sie sich an Niemand besser wenden, als an mich, denn ich kenne diese Gebürge; ich bin da oft bey meinen Visitationen durch gekommen. Ich weiß dort einige Stellen, die so grausig, und von allem Verkehr so ganz entfernt sind, daß Sie damit zufrieden seyn werden, sollten Sie auch noch so schwierig in ihrer Wahl seyn. Der Abt glaubte nichts anders, als daß der Bischof im Ernst so spre-

che, und bat gleich mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit, ihm diese Stellen zu zeigen, Dafür werde ich mich wohl hüten! erwiederte der Bischof; diese Stellen sind so verführerisch, daß wenn Sie einmal dort wären, es nicht mehr möglich seyn würde, Sie wieder weg zu bringen. Dann setzte der Bischof in einem ernsthaftere Tone hinzu: Glauben Sie denn, daß man Gott nur angenehm seyn könne, wenn man sich in eine Wildniß verbannt? Welchen Versuchungen würden Sie da nicht ausgesetzt seyn, wenn Sie sich selbst überlassen, und aller Unterstützung beraubt wären, welche die Frömmigkeit im Umgange edler Menschen findet! Ich will nicht einmal der thätigen Menschenliebe erwähnen, von der Sie wenig zu empfinden scheinen; und doch ist dieß, nach des Heilandes ausdrücklicher Erklärung, gerade der Punkt, der unser Urtheil an jenem Tage bestimmen wird.

Der Abt wollte ihn hier unterbrechen, aber der Bischof fuhr im Eifer also fort: Nichts, nichts! Mögen die Unwissenden ohne Unterricht bleiben, die Betrübten ohne Trost, die Armen ohne Erleichterung, die Kirche ohne Unterstützung. Das kümmert Sie wenig. — Mit sanfterem

Tone setzte er hinzu: Denn kurz, was wollen Sie, daß man von einem Manne sagen soll, dem Gott so viele Talente verliehen hat, wodurch er der Kirche nützlich werden könnte, und der nur an seine Wildniß, seine Einsiedley, das heißt, nur für sich selbst zu leben denkt?

Rancé wußte, wie zärtlich der Bischof ihn liebte, und aus welcher reinen Quelle diese Vorstellungen flossen, und eben deshalb versuchte er, sich zu vertheidigen. Ich kenne mich besser, sagte er, als irgend ein andrer; ich kann nicht mistrauisch genug gegen meine Empfänglichkeit schlimmer Eindrücke und meine Reizbarkeit bey allem, was Herz und Sinnen schmeichelt, seyn. Ein Mensch wie ich, kann nicht ohne Gefahr das Weltleben fortsetzen, oder nur zur Hälfte darauf Verzicht thun. Was für einen andern bloß ein guter Rath wäre, ist ein Gebot für mich. Gern wollte ich zum Seelenheil andrer etwas beytragen, indem ich mein eigenes gründete; aber wenn sich, um meiner Schwachheit und bösen Neigungen willen, beides zugleich nicht thun läßt, so muß ich wenigstens darauf denken, mich selbst zu retten.

War der Bischof gleich überzeugt, daß diese Aeußerungen nur ihren Grund in der tiefen Demuth des Abts hätten, und daß er in der That nicht so beschaffen sey, als er von sich behauptete, so hielt er es doch nicht für rathsam, weiter in ihn zu dringen, sondern das weitere dem Bischof von Alet zu überlassen. Rancé selbst versprach, dessen Meinung zu befolgen, sie möge ausfallen, wie sie wolle. Einige Tage darauf erfuhr der Abt, daß der Bischof von seiner Visitation zurück gekommen sey, und sogleich reisete er zu ihm.

Der Abt war dem Bischof nicht ganz unbekannt; der Ruf von seiner Bekehrung und seinen großen Eigenschaften hatte sich auch bis zu ihm verbreitet. Ueberdieß hatten die Bischöfe von Chalons und von Comminges, die seine besondern Freunde waren, in ihren Briefen des Abts Rancé zu vortheilhaft gedacht, als daß er ihn nicht mit großer Herzlichkeit hätte aufnehmen sollen. Dieß flößte Rancé ein solches Vertrauen ein, daß dieser ihm alle seine Bedenklichkeiten mittheilte.

In Ansehung des ersten Punkts, den üblen Gebrauch betreffend, den des Abts Vater von

dem Ertrage der Pfründen gemacht hatte, war des Bischofs Meinung: Rancé müsse zuvörderst die Verpflichtungen der Erbfolge erfüllen, seinen Bruder und seine Schwester abfinden, und zu dem Ende sein Vermögen zu Gelde machen. Von dem, was übrig bleibe, müsse er die vernachläßigte Reparatur der Kirchen bestreiten, und die Armen bedenken, die der ihnen gebührenden Almosen so viele Jahre beraubt worden wären.

Gegen das letztere machte der Abt die Einwendung: daß es schwer, wo nicht unmöglich seyn würde, dieß zu bewerkstelligen, weil die mehrsten von denen, die Anspruch darauf machen könnten, gestorben wären, oder sich anders wohin begeben hätten. Der Bischof meinte, es sey hinreichend, wenn Rancé die ganze Summe dem Hotel Dieu oder General-Hospital zu Paris schenkte, weil in dieses Arme aus allen Provinzen des Königreichs aufgenommen würden, und ihm überdieß bekannt sey, daß beide Hospitäler der Unterstützung jetzt sehr bedürften, so daß das Leben einer Menge Armer, die keine andre Zuflucht hätten, von dieser Beyhülfe abhange.

Wenn ich auf die Art, sagte Rancé, mein ganzes Vermögen den Armen gebe, so werde ich

meine ganze Familie gegen mich aufbringen; sie wird mir dieß nie verzeihen, und ihr Fluch auf mir ruhen. Da er indessen gestehen mußte, daß er kein andres Mittel wisse, die Kirchen und die Armen zu entschädigen, so sagte der Bischof: Vermuthlich haben Sie doch von mir nicht zu wissen verlangt, was Ihrer Familie angenehm seyn möchte, sondern was Sie zu thun verpflichtet wären? Hier findet aber der Spruch des Evangeliums Anwendung: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth; so wie Paulus Worte: Wenn ich den Menschen zu gefallen suchte, so würde ich kein Diener Jesu Christi seyn.

Die Mehrheit der Pfründen verwarf der Bischof unbedingt, und äußerte zugleich, daß Rancé um so mehr verbunden sey, die seinigen aufzugeben, als sein Beyspiel von großem Einflusse seyn würde. Wenn er indessen sein Vermögen den Armen überlasse, so könne er von seinen Pfründen so viel behalten, als zu einem anständigen Auskommen nöthig sey, und auf dieses könnten nur diejenigen Anspruch machen, welche der Kirche nützliche Dienste leisteten, nicht aber solche Geistliche, die es bloß dem Nahmen

nach wären, höchstens geistliche Kleidung trügen, übrigens aber sich mit ganz andern Dingen beschäftigten, ja sogar zuweilen ihrem Stande Schande machten.

Bey Gelegenheit dieses Puncts sprach der Bischof auch über die Pflichten eines weltlichen Abts. Dieß sey kein bloßer Titel, sondern ein solcher Abt sey verpflichtet, für die Erhaltung der geistlichen Gebäude und Güther der ihm anvertrauten Kirche, so wie für den Unterhalt der Armen zu sorgen, alle Unordnungen abzustellen, und keine einreißen zu lassen.

Jetzt kam es noch auf die Bestimmung der Lebensart an, welche der Abt führen solle. Letzterer wiederholte das, was er dieserhalb dem Bischof von Comminges gesagt hatte, und überließ nun dem Bischof von Alet die Entscheidung. Dieser erklärte sich dahin: daß er es nicht mißbilligen könne, wenn der Abt, so bald er seine Angelegenheiten berichtiget habe, sich einige Zeit in die Einsamkeit zurück ziehe. Er kenne selbst kein besseres und schicklicheres Mittel, sich der weltlichen Gedanken zu entschlagen, und sich bloß mit solchen zu beschäftigen, die uns zu Erfüllung unsrer Pflichten vermögen können. Da-

gegen glaube der Bischof nicht, daß Rancé zu einer beständigen Einsamkeit berufen sey, und die Gründe für diese Meinung setzte er ihm auseinander. Doch so geneigt Rancé auch war, dem Bischof in allem nachzugeben, so blieb er doch in Ansehung des letzten Punkts andrer Meinung, denn seine Liebe zu einem einsamen Leben nahm mit jedem Tage zu. Indessen ließ er sich hiervon nichts merken, und äußerte bloß, daß sie beide hierüber sich von Gott Aufklärung erbitten wollten.

Von Alet reisete der Abt zu dem Bischof von Pamiez, dem er mit heiterer Miene erzählte: Sein Nachbar, der Bischof von Alet, sey hart mit ihm umgegangen; er habe ihn seines ganzen Vermögens beraubt, und ihm nichts gelassen, als seine Pfründen, und selbst in Ansehung dieser habe er ihm so strenge Regeln vorgeschrieben, daß es fast so gut sey, als wenn er ihm alles genommen hätte.

Der Bischof fragte ihn, was für Pfründen er besitze? Drey Abteyen, antwortete Rancé, und zwey Prioreyen. Wenn das ist, sagte der Prälat, so hat Sie der Bischof von Alet sehr nachsichtig behandelt, und ohne Zweifel nicht nur

darauf Rücksicht genommen, daß Sie Ihr Vermögen aufopfern, sondern auch auf Ihre Schwäche. Wenn Sie sich an mich gewendet hätten, so würden Sie nicht so wohlfeilen Kaufs davon gekommen seyn, denn ich hätte es Ihnen zur Pflicht gemacht, sich mit Einer Pfründe zu begnügen. Als der Abt den Ertrag der fünf Pfründen auf höchstens funfzehn Tausend Livres angab, äußerte der Bischof, daß ein Geistlicher, der nach den Satzungen der Kirche leben wolle, sich mit wenigerm begnügen müsse. Er fuhr fort: Was soll denn die Welt davon denken, wenn sie erfährt, daß der bekehrte, so aufgeklärte, so eifrige Abt Rancé, der sein ganzes Vermögen den Armen gegeben hat, noch immer drey Abteyen und zwey Prioreyen behält? Wer wird denn nun auch glauben, daß die Mehrheit der Pfründen ein so großer Misbrauch sey, als sie doch wirklich ist? Wer wird sich nicht auf Ihr Beyspiel beziehen, und dieses allem dem entgegen setzen, was man dawider sagen könnte?

Der Abt mußte freilich diesen Gründen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, doch fand er sich in keiner geringen Verlegenheit, daß er für sein ganzes übriges Leben fast auf alles Verzicht lei-

sten sollte. Er war jung, er konnte noch lange leben, und so mußte sich wohl seine Eigenliebe dagegen setzen, sich alle Hülfsquellen abschneiden zu lassen. Er mußte doch, seinem Stande gemäß, Wagen und Pferde, und eine gewisse Anzahl von Bedienten halten, mußte die gewöhnlichen Almosen geben, und dieß ließ sich, seiner Meinung nach, von Einer Pfründe allein nicht bestreiten. Er meinte, daß er für sich allein noch mit wenigerm auskommen könne; allein so bald man verlange, daß er in der bisherigen Welt leben solle, würde er sich mit einer geringern Einnahme, als die fünf Pfründen zusammen genommen, gewährten, nicht begnügen können.

Doch alles dieses änderte nichts in der Meinung des Bischofs von Pamiez, der ihm vielmehr gerade heraus erklärte: daß wenn es darauf ankomme, die Kirche zu erbauen, und sich Gott ganz hinzugeben, es gar nicht nöthig sey, daß er in Paris wohne, und Wagen und Pferde halte. Vielmehr müsse er ihm rathen, Paris und die große Welt zu fliehen. Zwar billige er die gänzliche Einsamkeit nicht, in die er sich zurückzuziehen Willens sey; aber er rathe ihm, sich eine seiner Abteyen zu wählen, von hier aus die

Kirchspiele in seiner Nachbarschaft zu besuchen, die Armen zu unterstützen, und die Bibel nebst den Schriften der Kirchenväter zu studieren. Könne er noch mit zwey oder drey Personen sich vereinigen, die eben des Sinnes wären, so werde ihn dieß sehr beruhigen, und er dann eine eben solche Lebensart führen, als der h. Augustin nach seiner Bekehrung. Es koste allemal Ueberwindung, seine Pflichten ganz zu erfüllen, doch müsse man dabey auf Gottes Beystand rechnen, und sey dann sicher, eine Beruhigung zu empfinden, der alle Freuden der Welt nie zur Hälfte gleich kämen.

Jetzt fand sich Rancé völlig überzeugt. So wie er früher dem Bischof von Alet versprochen hatte, seine Güther zum Besten der Armen zu veräußern, so versprach er jetzt dem Bischof von Pamiez, seine Pfründen aufzugeben, nur Eine zu behalten, und von dieser den Gebrauch zu machen, den er ihm angerathen hatte.

Er kehrte nun zu dem Bischof von Comminges zurück, erzählte diesem, wie weit es seine beide Nachbaren bey ihm gebracht hätten, und setzte hinzu: Genug, wenn es darauf ankömmt, sich Gott zu ergeben, so muß man nichts halb

thun. Der Bischof fragte ihn: Ob die beiden Prälaten nichts gegen die Stelle eines weltlichen Abts gehabt hätten? und erinnerte ihn an das, was Rancé einst zu Veret darüber geäußert habe. Auf dessen Versicherung aber, daß die beiden Bischöfe ihm nur vorgeschrieben hätten, wie er sich als weltlicher Abt verhalten solle, gestand jener, daß da er selbst, neben seinem Bischthume, noch eine Abtey besitze, er sich oft Bedenken darüber gemacht, und sein Gewissen nur dadurch beruhiget habe, daß er die Einkünfte der Abtey an den Prior des Klosters abgegeben hätte, um sie zum Unterhalte der Mönche und der Orts-Armen zu verwenden. Aber dem ohnerachtet entstünden noch oft bey ihm Zweifel darüber, und er sehe wohl, daß er sich von der Abtey ganz werde los machen müssen.

Der Abt antwortete: das könne er leicht thun, weil er ohnehin zu leben habe; wenn ich hingegen, fuhr er fort, nachdem ich alles an die Armen gegeben habe, nicht einmal weltlicher Abt bleibe, so ist mir nichts übrig, als betteln zu gehen. Hierauf antwortete der Bischof: Es gebe noch einen andern Ausweg; Rancé dürfe nur regulirter Abt werden; dieser Stand sey ord-

nungsmäßiger, und scheine auch seinem Wunsche nach Einsamkeit zu entsprechen.

Doch dieser Vorschlag fiel dem Abte noch mehr auf, als der, daß er alle seine Pfründen bis auf eine, aufgeben solle. Er gestand dem Bischof, daß er vor dem Mönchsstande einen schrecklichen Abscheu habe. Der Bischof antwortete: Er habe ihm diesen Ausweg nicht vorgeschrieben, sondern nur geglaubt, daß Rancé dadurch die Erbauung sehr befördern würde, und da der Bischof von Alet es zufrieden sey, daß er weltlicher Abt bleibe, so habe auch er nichts dagegen.

Was die vorerst vom Abt Rancé zu ergreifende Lebensart betrift, so war der Bischof von Comminges darin mit dem von Alet einstimmig. Rancé aber erwähnte noch des Verdrusses, den er seinem Oheim, dem Erzbischof von Tours, und seiner ganzen Familie, durch Aufopferung seines Vermögens und die Resignirung seiner Pfründen, machen würde. Jener würde wenigstens glauben, daß er den Verstand verloren habe, und es lasse sich nicht hoffen, daß er ihm dann noch die Oberaufsicht über seine Diöces anvertrauen würde. Wenn er seiner Neigung

bloß folgen wolle, so würde er sich ganz in die Einsamkeit zurück ziehen; aber da er sich selbst zu wenig traue, so fühle er wenigstens gegen die ihm vom Bischof von Pamiez vorgeschlagene Lebensart keine Abneigung, und diese wolle er vorerst wählen, bis Gott ein andres über ihn beschließe. Gegen ein auf immer bindendes Gelübde habe er von jeher Widerwillen gehabt, weil es seine Kräfte übersteige, und er in die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens ein Mistrauen setze, wie denn das seinige zu Rückfällen nur gar zu geneigt sey.

Beym Abschiede fragte ihn der Bischof noch: Ob er etwa schon die Personen bestimmt habe, zu deren Gunsten er seine Pfründen zu resigniren gedächte? Rancé's Antwort war: die Abteyen hingen vom Könige ab, und er werde weder Bitten noch Mühe sparen, zu bewirken, daß sie guten Subjecten zu Theil würden. Hingegen über die Prioreyen könne er nach eigenem Gefallen disponiren, und ohne Rücksicht auf Verwandschaft oder Freundschaft, werde er sie an die tauglichsten abtreten. Es sey genug, daß er selbst leider! einen solchen Misbrauch davon gemacht habe, daher er sich durch eine schlechte

Wahl

Wahl nicht der Gefahr aussetzen wolle, diesen noch zu verlängern.

So bald Rancé wieder in Veret war, gingen mancherley Bewegungen in seiner Seele vor. Die noch nicht ganz unterdrückte Eigenliebe, die selbst bey den frömmsten Menschen sich zuweilen noch regt, stellte ihm das Opfer, welches er zu bringen im Begriff stand, in seiner ganzen Größe dar. Sich auf immer bloß auf die Nothdurft zu beschränken: Das war für eine so großmüthige, zum Wohlthun so geneigte Seele, höchst empfindlich. Eine gegen ihn aufgebrachte Familie, misvergnügte Freunde, traurende Domestiken, schon vorhandene, und in Zukunft zu überwindende noch größere Schwierigkeiten, Klagen und Vorwürfe, womit man ihn überhäufen würde: Alles dieses erschütterte seine Standhaftigkeit. Auf der anderen Seite stärkten ihn aber die Ungewißheit der Dauer des Lebens und des Todes, der den Menschen oft überrascht, wenn er es am wenigsten denkt; Gottes Gericht und die Furcht, die Gnade des Höchsten zu verscherzen; das Beyspiel Jesu, und die mit dem Besitz von Reichthümern verbundene Gefahr.

Sein Endschluß war nun gefaßt, nur wollte er ihn in aller Stille ausführen, damit alle die, welche ein Interesse dabey hatten, ihm keine Hindernisse in den Weg legen könnten. Aber er war Tours zu nahe, als daß der Erzbischof nichts davon hätte erfahren sollen. Ohnehin war er auf alles aufmerksam, was zu Veret vorging, und er wußte um alle Schritte seines Neffen: Die Reise nach Alet war ihm verdächtig, und er fürchtete deren Folgen. Ihm und der ganzen Familie kam bald das Gerücht zu Ohren, daß der Abt Veret verkaufen wolle. Nachher erfuhren sie auch, daß er Willens sey, sich seines ganzen Vermögens zu entäußern. Dieß beunruhigte alle, die dabey interessirt waren, und sie beklagten sich eben so sehr über seine strengen Gewissensräthe, als über ihn selbst. Endlich wurden sie einig, alles mögliche zu versuchen, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Sie stellten ihm also vor, daß nicht der Besitz von Reichthümern dem Heil der Seele nachtheilig sey, sondern nur der Gebrauch, den man davon mache; daß solche in den Händen rechtschaffener Menschen am Beßten aufgehoben wären, weil diese sie allein gut zu nutzen wüßten; und daß in dem Falle, wenn

er ja glauben sollte, er könne das, als ältester Sohn, ererbte väterliche Vermögen mit gutem Gewissen nicht behalten, er einen unversorgten Bruder und unversorgte Schwester habe, und er es ihnen um so mehr abzutreten verbunden sey, da ihr Pflichttheil nicht hinreiche, ihrem Stande gemäß zu leben. Wolle er es, aus übel verstandener Frömmigkeit, an Fremde überlassen, so würde dieß eine Härte und Unempfindlichkeit gegen seine Verwandte verrathen, die mit der wahren Tugend nicht vereinbar seyn würden. Wenn er sein Vermögen hingegen seinem Bruder abträte, so würde dieser alle die Verpflichtungen übernehmen, wozu er sich nach Gerechtigkeit und Gewissen für verbunden halte.

Da die Vorwürfe, die man ihm machte, gewissermaßen auf diejenigen zurückfielen, die er zu Rath gezogen hatte, und nach deren Gutachten er handelte, so hielt er eine Rechtfertigung seines Verfahrens um so nöthiger. Er antwortete: der üble Gebrauch, den er bisher von seinem Vermögen gemacht habe, und die Furcht, die mit dessen längerm Besitz verbunden sey, erlaubten ihm nicht, es länger zu behalten; denn immer würde es ein großes Hinderniß seiner Selig-

keit bleiben, da es die Mittel zu Befriedigung seiner Leidenschaften darbiete, und beständig Gelegenheit gebe, sich zu versündigen. Er finde es für sich zu schwer, dem heimlichen Antriebe, es zu mißbrauchen, zu widerstehen, und so sey es ohnstreitig sicherer, sich davon los zu machen. Wenn die Furcht des Besitzes seine einzige Rücksicht wäre, so würde er sein Vermögen natürlich seinem Bruder überlassen, und ihn schon die Liebe zu diesem, ohne eines Dritten Vermittelung, dazu antreiben, zumal da er zugeben müsse, daß es jenem ohne diesen Zufluß schwer werden müsse, seinem Stande gemäß zu leben. Allein ein wichtigerer, nicht zu beseitigender Grund erlaube ihm dießmal nicht, den Empfindungen seines Herzens nachzugeben. Er führte nun an, daß er alle die Verpflichtungen, die sowohl sein Vater als er selbst von den Einkünften seiner Pfründen zu erfüllen versäumt hatten, nachzuholen, und sowohl die Kirchen als die Armen zu entschädigen, sich für verbunden halte. Wenn er dieß ohne den Verkauf seiner Güther möglich machen könnte, so würde er sie seiner Familie erhalten; so aber sehe er sich gezwungen, durch dieses einzige Mittel sein und seines Vaters Ge-

wissen zu entlasten. Warum soll ich meinem Bruder übertragen, sich dieser Schuld zu entledigen, da ich es selbst thun kann? Wer steht mir dafür, daß, wenn ich sterben sollte, meine Absicht werde erfüllt werden? und geschähe dieß nicht: Was könnte mich vor Gott rechtfertigen, einem andern eine Ersatzleistung überlassen zu haben, zu der ich selbst verpflichtet war? Würden mir die Armen am Tage des Gerichts nicht vorwerfen, daß ich sie der Habsucht meiner Verwandten aufgeopfert hätte? Und würde unser Heiland mir nicht vorhalten können, daß ich weniger Vorsicht in Rücksicht auf meine Seligkeit genommen hätte, als man gewöhnlich bey weltlichen Angelegenheiten von einigem Belang anzuwenden pflegt?

Endlich beschränkten sich die Forderungen der Familie darauf, daß er, bey dem einmal gefaßten Entschluß, Veret zu dem beabsichtigten Zwecke zu verkaufen, wenigstens einem seiner Verwandten den Vorzug geben möchte, der ihm dafür eben so viel bezahlen würde, als er von einem andern zu bekommen hoffen könne. Auf die Art würde doch eins der schönsten Güter, die es damals in Frankreich gab, der Familie erhalten,

und die Armen verlören nichts dabey. Da der Abt die krummen Wege, die der Eigennutz oft zu nehmen pflegt, wohl kannte, so hatte er zwar gegen diesen Vorschlag einiges Mistrauen; es schien ihm doch aber so hart, ihn von der Hand zu weisen, daß er nachgab. Man nannte ihm den Käufer, und es kam nun nur noch auf die Bestimmung des Kaufpreises an. Der Abt betrachtete sich als den Bevollmächtigten der Armen, und deshalb setzte er ihn so hoch als möglich. Endlich ward man auf 201000 Livres einig.

Als diese Schwierigkeit gehoben war, entstand eine andre. Die ganze Kaufsumme war nicht gleich baar vorhanden, weshalb ein Aufschub von zwey Monaten zu ihrer Bezahlung verlangt ward. Dieß konnte er nicht ablehnen. So bald aber dieß Geschäft abgemacht war, begab er sich in das Oratorium zu Paris, in der Absicht, sein noch übriges Vermögen zu veräußern, und zwey von seinen Abteyen verdienstvollen Männern zuzuwenden. Dieß letztere wurde seiner Familie und seinen Freunden kaum bekannt, als auch gleich neue Bewegungen deshalb entstanden. Anfangs suchte man ihn davon abzubringen, und zuletzt es dahin einzuleiten, daß seine Verwandte,

oder wenigstens solche Freunde, die mit der Familie am engsten verbunden waren, die Abteyen erhalten möchten. Unter andern schlug man ihm den Erzbischof von Tours vor. Allein, da dieser, außer seinem Bischthume, noch einige andre bedeutende Pfründen und eigenes Vermögen besaß, so wollte Rancé davon nichts hören. Eben so wenig nahm er auf diejenigen Rücksicht, die weiter nichts für sich hatten, als ihre freundschaftlichen Verhältnisse mit ihm oder mit der Familie. Er sah sich bloß nach Rechtschaffenheit und Frömmigkeit um. Daher brachte er zu der Abtey St. Simphorien de Beauvais, dem König einen verdienstvollen Geistlichen in Vorschlag, der kein Wort darum bey ihm verloren hatte, und für diesen bewirkte er endlich die Genehmigung der Cession.

Jezt war seine Sorge, die gute Ordnung in der Abtey Notre-Dame dû Val in der Diöces Bayeux, herzustellen. Sie bestand aus regulirten Canonicis Augustiner-Ordens, und Rancé hatte sie im Jahre 1636, als er zehn Jahre alt war, erhalten, und bis 1658 besessen, ohne jemals da gewesen zu seyn. Beym Anfang seiner Bekehrung, die in diese Zeit fiel, entstand der

Gedanke in ihm, eine Reise dahin zu machen, um sich selbst zu überzeugen, ob alles das gegründet sey, was man von der in dieser Abtey herrschenden Unordnung erzählte. Wie sehr erstaunte er über deren Verfall! Die Kirche war in erbärmlichem Zustande, und alle Stiftsgebäude lagen fast in Ruinen. Statt der Anzahl von sieben Canonicis, die hätten dort seyn sollen, fand er nur drey. Gottesdienst wurde entweder gar nicht, oder auf eine höchst unanständige Art gehalten. Unwissenheit, Faulheit, und alle ihre gewöhnlichen Folgen herrschten dort seit länger als einem Jahrhundert. Herbe Früchte der Nachläßigkeit weltlicher Aebte, die die gute Ordnung aufrecht erhalten sollten, und sich oft nicht im geringsten um das bekümmern, was in ihren Abteyen vorgeht!

Rancé fing die Herstellung dieser Abtey damit an, daß er den Geistlichen Pensionen gab, unter der Bedingung, sie zu räumen. Hierauf trug er sie den Karthäusern zur Besitznahme an, konnte aber die königliche Zustimmung nicht erhalten. Ein ähnlicher Versuch zu Gunsten der Nonnen zu Villers-Bocage schlug ebenfalls fehl. Zuletzt wendete er sich an die Religiosen

von St. Genevieve, und erbot sich, zu Gunsten ihrer auf den Abtstitel Verzicht zu leisten, wenn sie bewirken könnten, daß ihre Klosterregel in dieser Abtey eingeführt würde. Aber hierin wollte der Hof nie willigen.

Eines Tages, als der Abt Rancé mit einem Edelmanne, der den Hof verlassen hatte, um in den geistlichen Stand zu treten, im Oratorio speisete, gefielen ihm die Gespräche und die Manieren dieses Mannes so sehr, daß er beschloß, zu Gunsten seiner, die Abthey dû Val abzutreten, weil er glaubte, dieser würde im Stande seyn, sie wieder in Ordnung zu bringen. Der Edelmann nahm den Antrag auf Zureden eines dritten zwar an; allein die Genehmigung des Hofes zu bewirken, machte große Schwierigkeiten, denn dieser verlangte eine unbedingte Resignation, und um so mehr, da es gegen dessen Absicht war, weltliche Pfründen in klösterliche verwandeln zu lassen. Der König gab indessen doch endlich nach, und der Edelmann erhielt die Abtey. In einem Briefe vom Jahre 1661 an den Bischof von Alet, äußerte der Abt, daß er entschlossen sey, eine seiner Prioreyen mit dem Oratorium zu Tours zu vereinigen, um ein Semina-

rium daraus zu machen. Aber dieß konnte er nicht durchsetzen, und so trat er sie an den Abbé de Barillon ab, so wie die andre an einen eben so würdigen Geistlichen.

Jezt besaß er nur noch die Abtey la Trappe, die unter allen seinen Pfründen die schlechteste Lage hatte, und die wenigsten Bequemlichkeiten des Lebens darbot. Dahin wollte er sich zurückziehen, und mit Ungeduld erwartete er nur die Beendigung des Verkaufs von Veret. Der Käufer hielt aber zur bestimmten Zeit nicht Wort. Es fand sich indessen ein andrer, der Abbé d'Effiat, der für das Gut die nämliche Summe gleich baar bezahlte. Nunmehr veräußerte er den Rest seines Vermögens, unter andern zwey Häuser in Paris, die er dem Hotel-Dieu schenkte. Diese Grundstücke zusammen genommen wurden auf ohngefehr drey mal hundert Tausend Livres geschätzt. So bald Rancé die Kaufgelder erhalten hatte, gab er davon an seinen Bruder und seine Schwester alles das, was sie von der väterlichen Erbschaft verlangen konnten, bezahlte die Schulden seines Vaters, belohnte seine Domestiken reichlich, und gab unter andern seinem Kammerdiener, der von seiner Kindheit an bey

ihm gewesen war, dreyzehn bis vierzehn Tausend Livres. Er behielt noch zwey Bediente, wovon der eine ihm in's Kloster folgte, darin einer der eifrigsten Mönche ward, und unter dem Namen Frater Antonius, noch lange zu la Trappe gelebt hat. Rancé hatte noch einige Capitale ausstehen, die er zu Instandsetzung der ganz verfallenen Gebäude des Klosters la Trappe bestimmte. Sein ganzes Einkommen belief sich nun noch auf etwa drey Tausend Livres. Alles, was er sonst besaß, schenkte er dem Hotel-Dieu und dem General-Hospitale zu Paris.

Er hielt sich zum letzten Male, und nur kurze Zeit, in Veret auf, um seine Bibliothek von dort weg zu bringen, und die noch übrigen Möbeln zu verkaufen. Dann reisete er nach la Trappe ab. Diese Abtey liegt in der Diöces Seez, mitten in einem großen Thale, an der Grenze der Grafschaft Perche und der Normandie. Wälder und Hügel scheinen sie dem Blicke der Menschen verbergen zu wollen. Indessen hat das Thal bebauetes Feld, Obstbäume und Wiesen. Eilf stehende Sümpfe, die um die Abtey herliegen, verderben die Luft, und der Zugang zur Abtey wird durch sie so schwierig,

daß man ohne Hülfe eines Wegweisers schwerlich zu ihr gelangen kann. Daher giebt es auch keinen einsameren Ort als diese Wildniß. Hier herrscht ein ewiges Schweigen, und alles ladet hier zur Einsamkeit ein.

Die Abtey „Unserer lieben Frau des Gotteshauses la Trappe," (so heißt sie eigentlich,) ward vom Retrou, Grafen von Perche, im Jahre ein Tausend, ein hundert eilf, unter der Regierung Pabst Innocenz II. und Ludewig VII. Königs von Frankreich, gestiftet. Der Graf besetzte sie mit Mönchen vom Savigny-Orden, die sie bis zum Jahre 1148 behielten. Damals vereinigte der vierte Abt von Savigny, Namens Serlon, diesen Orden mit dem der Cistercienser, und der Abt von la Trappe ging acht Jahre nach der Stiftung zu diesem über.

Diese Abtey erhielt sich durch die Frömmigkeit ihrer Aebte und Mönche lange Zeit in Ruf; die Heiligkeit und die Wunder Adams, ihres zweiten Abts, vermehrten solchen. Zwey hundert Jahre nach ihrer Stiftung stand sie noch bey Fürsten und Päbsten in großer Achtung. Aber auch sie hatte das Schicksal fast aller menschlichen Schöpfungen; die Aebte und Religiosen arteten

aus. Hierzu gaben die Kriege mit England Veranlassung. Die Abtey ward mehrere Male geplündert, und die Mönche litten zuletzt Mangel an allem. In dieser äußersten Noth faßten sie einen lobenswürdigen Entschluß, nämlich den: Niemand zur Last zu fallen, ihre Einsamkeit nicht zu verlassen, um die ihnen nöthige Hülfe zu suchen, sondern zu fasten, und durch beständiges Arbeiten das wenige zu erwerben, dessen sie zur Erhaltung des Lebens bedurften.

Auf diese Art gewannen sie zwar eine Zeit lang ihren Unterhalt, allein da die Engländer dann und wann wieder kamen, und ihre wenigen Vorräthe raubten, so waren sie doch am Ende gezwungen, aus einander zu gehen. Diese Zerstreuung hatte zur Folge, daß die Einzelnen in der Tugend nachließen, und ob sie gleich nach geendigtem Kriege sich wieder in den ruhigen Besitz ihres Klosters gesetzt sahen, so war doch eine große, nachtheilige Veränderung mit ihnen vorgegangen.

Im Jahre 1526 ward der Cardinal de Bellay, Bischof von Paris, zugleich zum weltlichen Abte von la Trappe ernannt. Die Mönche widersetzten sich dem zwar, und fuhren mit Geneh-

migung und Bestätigung der römischen Curie fort, sich selbst einen Abt zu wählen; allein endlich mußten sie doch der Gewalt des Königs und dem Einflusse des Cardinals nachgeben. Von dieser Zeit an nahm das unordentliche Leben in der Abtey so zu, daß sie zum Skandal der ganzen Gegend ward. Ihre zeitlichen Güther geriethen in eben solchen Verfall, als ihre geistlichen Angelegenheiten. Die Klostergebäude waren in einem so schlechten Zustande, daß kaum noch sechs oder sieben Mönche darin wohnen konnten. Aber auch diese, die nur den Nahmen und die Kleidung von Geistlichen trugen, verließen am Ende das Kloster, und wohnten zerstreut, der eine hier, der andre da. Es fand unter ihnen keine weitere Vereinigung statt, als daß sie mit einander auf die Jagd gingen, und zusammen schwelgten. Dieß dauerte bis zu der Zeit fort, wo der Abt Rancé sich nach la Trappe zurück zog. Er hatte sich eingebildet, daß er den schlechten Zustand des Klosters hinreichend kenne; allein als er ihn genauer untersuchte, so entsetzte er sich so davor, daß es ihm beynahe gereuete, diese Abtey zu seinem Aufenthalte gewählt zu haben. Zureden und Ermahnen, wenigstens doch die Unordnungen

abzustellen, woran alle Welt ein Aergerniß nehme, war bey den Mönchen ganz vergebens. Sie waren so schlecht geworden, und ihre Herzen so verhärtet, daß ihre Ohren für alle Vorstellungen taub waren. Allein Rancé ward nicht müde, sie zu wiederholen. Als er endlich alle Hofnung zu ihrer Besserung aufgeben mußte, versammlete er sie zum letzten Male, und sagte zu ihnen: Da nichts im Stande sey auf sie zu wirken, so sey er entschlossen, Mönche von der stricten Observanz nach la Trappe zu ziehen; denn die hier herrschende Ausschweifungen wären zu schreiend, als daß sie länger geduldet werden könnten, und er werde die Reform *) im Kloster einführen, es möge daraus auch entstehen, was da wolle.

Bey dem Worte Reform lehnten sich alle Mönche gegen ihn auf, und erklärten ihm trotzig, daß sie sich hierzu auf keinen Fall verstehen, sondern sich geradezu widersetzen würden. Rancé bat sie, dieß wohl zu überlegen; sie hatten nur unter zwey Dingen zu wählen: Entweder sich

*) Réforme bedeutet, so bald von Klöstern die Rede ist, nicht sowohl Abstellung von Misbräuchen, als vielmehr Einführung einer eingeschränkten, strengen Lebensart.

selbst zu reformiren, oder darin zu willigen, daß die Reform im Kloster eingeführt würde. Hierüber möchten sie mit ihren Freunden Rücksprache nehmen, oder ihr eigenes Interesse zu Rath ziehen. Wenn sie reiflich darüber nachdächten, so würden sie keinen Augenblick anstehen, seinen zweiten Vorschlag zu wählen.

Aber weit entfernt, einen so weisen Rath zu befolgen, trieben sie es gegen ihren Abt auf das Aeußerste. Einige drohten ihm, daß sie ihn nieder stoßen würden, andre, ihn zu vergiften, oder ihn in ihren Sümpfen zu ertränken. Diese Drohungen verheelten sie so wenig, daß sich das Gerücht davon in der Gegend umher verbreitete. Da man die Mönche von la Trappe als so entschlossenen Menschen kannte, als es nur irgend welche in der Provinz gab, so glaubte auch jedermann den Abt in großer Gefahr. Ein benachbarter Edelmann von einem edlen Character, konnte es nicht ertragen, den Abt der Willkühr einer Rotte Bösewichter, die alles gegen ihn zu unternehmen fähig war, ausgesetzt zu sehen; daher kam er ausdrücklich nach la Trappe, und bot ihm seine Dienste an. Er fand den Abt nebst den beiden Bedienten, die er mit gebracht hatte,

und

und erstern so sorglos, als wenn er gar nichts zu befürchten gehabt hätte. Rancé dankte dem Edelmann zwar gerührt für seinen Rath und sein Erbieten; aber in Ansehung der anzuwendenden Vorsicht, meynte er, es beträfe die Sache Gottes, der ihn gegen alle Unternehmungen der Menschen wohl zu schützen wissen würde. Voller Bewunderung seiner Tugenden verließ ihn der Edelmann, da er weiter nichts bey ihm bewirken konnte.

Als die Mönche bey ihrem Vorsatze blieben, ließ Rance ihnen sagen, sie möchten sich endlich einmal für einen seiner beiden Vorschläge entscheiden. Sie müßten wissen, daß der König nichts so sehr hasse, als die Zügellosigkeit der Klöster, und wenn sie ihn zwängen, von der ihrigen Anzeige machen zu müssen, so könnten sie versichert seyn, daß man die Reform ohne sie einführen, und auf ihr Interesse wenig Rücksicht nehmen werde. Wenn sie hingegen ihre Einwilligung dazu geben wollten, so verspreche er ihnen so billige Bedingungen, daß sie damit zufrieden seyn sollten.

Vor der Beschwerde des Abt's beym König, hatten die Mönche eine große Furcht; diese allein bewirkte, daß sie endlich in die Reform willigten,

und ihrem Abte etwas mehr Achtung bezeigten. Sobald Rancé diese Einwilligung erhalten hatte, schrieb er an den Visitator der Provinz, den Abt de Barberin von der strengen Observanz, meldete ihm den ganzen Hergang der Sache, und bat ihn, sich so bald als möglich in la Trappe einzufinden, und die Reform einzuführen. Letzterer schrieb sogleich an den General-Vicarius von der strengen Observanz, den Abt de Prieres um Ertheilung eines Commissoriums, und nach dessen Erhaltung begab sich Barberin nach la Trappe. Hier schloß er am 17ten August 1662 ein Concordat zwischen den Abt de Rance und den älteren Mönchen des Klosters ab, welches am 16ten Febr. des folgenden Jahres von dem Parlamente zu Paris bestätigt wurde.

Vermöge dieses Concordats erhielten die ältesten Mönche, deren Anzahl aus sechs, und einem Layenbruder bestand, jeder zwey hundert Livres Pension, mit der Erlaubniß, im Bezirk des Klosters wohnen zu bleiben, oder auch sich wo anders hin zu begegeben. Mönche von der strengen Observanz nahmen nunmehr vom Kloster Besitz. Rancé gab bei dieser Gelegenheit einen großen Beweis seiner Uneigennützigkeit, denn da er

sah, daß die Pensionen und Lasten, beynahe alle Einkünfte des Gotteshauses hinwegnahmen, daß also noch in langer Zeit nicht so viele Mönche strenger Observanz würden aufgenommen werden können, als erforderlich wären, den Gottesdienst mit dem gehörigen Anstande zu verrichten, und eine genaue Ordnung einzuführen; da eben so wenig die verfallenen Gebäude hergestellt werden konnten: So trat er dem Kloster das Gut Nulsement, das zu den Einkünften des Abts gehörte, auf ewige Zeiten ab. Er that noch mehr, denn er übernahm auch die Reparaturkosten von einem Theile der Klostergebäude. Nachher ließ er sogar alle Bauten aus seinen Mitteln bestreiten.

Auf diese Art ward es möglich, vorerst sechs Mönche, die man von Perseigne kommen ließ, nach la Trappe zu versetzen. Rancé sorgte für ihre Bedürfnisse bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Ihr strenges, tugendhaftes Leben machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er den Entschluß faßte, ein gleiches zu führen. Die Mönche verehrten ihn ihrer Seits als ihren Vater, und die Bewunderung seiner Tugenden ließ sie ihn schon jetzt als ihren Superior betrachten. Alles was sie auf ihrem Gewissen hatten, eröffne-

ten sie ihm; in allem fragten sie ihm um Rath; alle ihre Bedenklichkeiten vertrauten sie ihm.

Am letzten Tage des Octobers im Jahre 1662 wäre er beinahe ums Leben gekommen. Er erzählt in einem Briefe vom 1sten November: „Ich ließ, sagt er, meine verfallene Wohnung in der Abtey wieder ausbauen, und sie war gerade fertig geworden, als ich gestern hineinging um sie zu besehen. Kaum aber hatte ich das Zimmer, worin ich zuletzt war, verlassen, als die Decke einstürzte, weil der Tragbalken in einem Augenblicke brach. Hätte Gott mich nicht erhalten, so wäre ich auf der Stelle des Todes gewesen, denn der Balken mit sammt der Decke fielen zugleich herab. Einer meiner Leute, der dicht an der Wand stand, wurde dadurch nur leicht beschädigt. Sehen sie nun, was es mit dem Leben ist!"

Dieser Zufall erregte Nachdenken und Unruhe in ihm. Er betrachtete ihn als einen Wink, daß Gott noch mehr von ihm verlange. Dieß veranlaßte ihn zu einer neuen Prüfung seines Widerwillens, selbst Mönch zu werden. Was hat denn, sagte er zu sich selbst, diese mir so widrige Lebensart eigentlich für abschreckendes? Kann ich nicht mein ganzes Leben lang so leben, wie ich

schon seit einem halben Jahre gelebt habe? Indeß konnte er doch zu keinem Endschluß kommen, denn theils hatte er eine zu große Abneigung gegen die Ordenskleidung, theils traute er sich nicht Kräfte genug zu, das abzulegende Gelübde immer halten zu können. Eines Tages aber, als er in der Kirche mit mehr als gewöhnlicher Inbrust betete, glaubte er den deutlichen Ruf Gottes zu vernehmen. Man sang aus dem 125sten Psalm den Vers: Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben, wie der Berg Zion. Diese Worte ergriffen ihn so, daß sie auf einmal alle seine Bedenklichkeiten hoben. Auf der Stelle verschwand sein Widerwille, denn — nunmehr hielt er es für entschieden, Gottes Wille sey, er solle Mönch werden. Jetzt fiel ihm alles das wieder ein, was der Bischof von Comminges gegen den Stand eines weltlichen Abt's erinnert hatte, und dieß bestärkte ihn noch mehr in seinem Endschluß. Indessen wollte er doch lieber erst den Pater de Mouchy darüber zu Rath ziehen, der ihn bisher mit so vieler Weisheit geleitet hatte. Er begab sich daher in das Oratorium zu Paris.

Mouchy wollte gern Rancé's große Talente der Kirche erhalten, und bestritt deshalb dessen Vorsatz aus allen Kräften. Unter andern sagte er: Wenn er gleich in der stricten Observanz der Cistercienser eine gänzliche Trennung von der Welt suche, so werde er sie darin dennoch nie finden. Diese Observanz ruhe auf keinem recht sichern Grunde, denn die, welche der laten Observanz folgten, würden auf alle Weise suchen, sie umzustürzen. Dieß würde zu einem Processe in Rom Veranlassung geben, und dann die Glieder der stricten Observanz sicher keinen andern als ihn zum Deputirten wählen, er aber würde diesen Auftrag nicht ablehnen können. Die Folge hiervon sey alsdann, daß er statt Stille und Einsamkeit, die er suche, sich mehr als jemals in den Wirwar der Welt verflochten sehen, mit Zudringlichkeit, Cabalen und Processen, die sich mit sanfter, ruhiger Gemüthsstimmung so wenig vertrügen, zu kämpfen haben würde. Alle Tugenden eines Christen und eines Geistlichen könne er eben so gut im höchsten Grade ausüben, wenn er auch seinen Stand und sein Kleid nicht änderte. Mit einem Worte: Ob er gleich das Klosterleben hochschätze, so glaube er doch nicht, daß es für ihn passend sey.

Rancé eröffnete dem P. Mouchy hierauf alle die von dem Bischof von Camminges gegen die Stelle eines weltlichen Abts gemachte Einwendungen. Nun gab Mouchy zwar zu, daß man Anfangs bloß regulirte Aebte gehabt habe; aber in Ansehung des Abts Rancé blieb er dem ohnerachtet bey seiner Meinung, und er bat diesen, sich nicht zu übereilen, sondern sich die nöthige Zeit zu gönnen, um den Willen Gottes besser kennen zu lernen.

So vergingen abermals drey Monate, ohne daß Rancé seinen Entschluß änderte. Auf den Rath des P. Mouchy kehrte er nach la Trappe zurück. Kaum war er hier angekommen, als sein Verlangen, in den Mönchsstand zu treten, sich noch vermehrte. Nach sechs, mit unruhigem Gemüthe hier zugebrachten, Wochen kehrte er nach Paris zum Pater Mouchy zurück. Doch dieser verblieb immer bei seiner vorigen Meinung. Als aber Rancé ihn mit dem Zustande seiner Seele recht genau bekannt machte, so fragte jener mehrere fromme Männer um Rath, und endlich trat er Rancé's Entschlusse bey.

Sobald der Abt ungehindert dem Antriebe seines Herzens folgen konnte, glaubte er, aus sei-

nem Vorhaben kein Geheimniß weiter machen zu dürfen, und er gab nicht nur einem seiner Freunde davon Nachricht, sondern er gab sich auch die größte Mühe, diejenigen, welche in geistlichen Angelegenheiten Einfluß beim König hatten, dafür zu interessiren, daß die Abtey la Trappe regulirt werden möchte, und daß er sie als regulirter Abt besitzen könnte. Sowohl der Beichtvater des Königs, als der Ober-Almosenier der Königin, versprachen, ihn in diesem Gesuche zu unterstützen, und beide hielten Wort. Doch es gab noch andre Schwierigkeiten, die indessen der General-Vicarius de Prieres durch Verwendung der Königin-Mutter zu heben wußte. Die Bewilligung erfolgte jedoch nur mit dem Bedinge, daß nach dem Tode des Abt Rancé die Abtey wieder weltlich werden solle. Dieß war ihm zwar nicht lieb, doch mußte er damit zufrieden seyn. Die Urkunde ward unterm 10ten May 1663 ausgefertiget, und Rancé schickte sie sogleich zur Bestätigung nach Rom.

Sein zärtliches Gewissen erweckte einen neuen Skrupel. Er dachte, die Art wie er seit seinem zehnten Jahre die Abtey la Trappe ohne wahren Beruf besessen habe, möchte vielleicht ein Hinder-

niß der ihm so nöthigen Gnade seyn, treulich bey dem Stande zu beharren, dem er sich zu widmen im Begriff stand, und darin alles Gute zu wirken, das er beabsichtige. Dieß ließ ihn den Endschluß fassen, auf die Abtsstelle Verzicht zu thun, und bloßer Mönch zu werden, wenn anders die, welche er darüber zu Rath ziehen wollte, dafür stimmen würden. Diese gaben aber ihre Meinung dahin ab, daß alles das, was Rancé seit seiner Bekehrung gethan habe, nebst der Absicht, auch seine letzte Pfründe aufzuopfern, hinreichend sey, die etwa bey seiner ersten Vocation sich findenden Mängel auszugleichen. Ein Hauptgrund zu dieser Entscheidung war, daß Rancé, bey seinen großen Vorzügen und der Reinigkeit seiner Absichten, viel Gutes stiften konnte, wenn er zu deren Ausführung den nöthigen Einfluß behielt. So bald er hingegen ein bloßer Mönch wurde, begrub man gleichsam alle seine Talente, oder machte sie unnütz. Nahm man ihm das Ansehen, welches die Stelle eines regulirten Abts giebt, so war es ihm nicht mehr möglich, die genaue Pünktlichkeit, und die strenge, erbauliche Disciplin einzuführen, die er beabsichtigte. Deshalb hielten sie dafür, daß er nicht

bloß die Abtey behalten könne, sondern, daß er sie behalten müsse, mit der Bedingung, die ihm von Gott anvertraute Gewalt zu Herstellung des Geistes der Buße, der Eingezogenheit und Ausübung aller christlichen Tugenden in diesem Kloster, anzuwenden.

Da durch diesen Ausspruch des Abt's lezte Bedenklichkeiten gehoben waren, so dachte er nun an weiter nichts, als der Welt auf immer lebewohl zu sagen. Weil indessen der Bischof von Comminges sich gerade damals in Paris befand, so glaubte Rancé, ihm es schuldig zu seyn, daß er ihm sein Vorhaben mittheile. Der Bischof äußerte seine Freude darüber, setzte jedoch hinzu: Wenn er ehemals sich gegen den Stand eines weltlichen Abts erklärt habe, so sey seine Meinung nicht gewesen, zu behaupten, daß man darin seine Seligkeit nicht beschaffen könne; sondern nur, daß der Stand eines regulirten Abts sicherer, und dem Geiste der Kirche gemäßer sey. Rancé erwiederte: Um sich für verpflichtet zu halten, regulirter Abt zu werden, sey es hinreichend, daß dieß sicherer sey, und mit dem Geiste der ersten Kirche mehr überein stimme.

Wie haben Sie, fragte der Bischof, Ihren großen Widerwillen gegen den Mönchsstand überwinden können? Rancé gestand, daß seine natürliche Eitelkeit ihm hierbey sehr viel zu schaffen gemacht habe, und noch nie ihm eine Entschliessung so sauer geworden sey, als diese. Aber die göttliche Gnade habe die Oberhand gewonnen, und jezt sey seine Ungeduld, in diesen Stand zu treten, eben so groß, als ehemals sein Abscheu dagegen. Er sprach hierauf mit solcher Wärme von dessen Verpflichtungen, daß der Bischof es für rathsam hielt, ihm Mäßigung zu empfehlen. Sie werden sonst, sagte er, so weit gehen, daß Ihnen Niemand folgen kann. Rancé versprach dieses, allein der Bischof meynte nachher, daß er nicht Wort gehalten habe. Im Verfolg wird der Gelegenheit gedacht werden, bey welcher der Bischof äußerte, daß Rancé die Strenge ein wenig übertrieben habe.

Gleich den Tag nach dieser lezten Unterredung reisete der Abt von Paris ab, um sich in das Cistercienserkloster strenger Observanz zu Perseigne zu begeben. Hier ward er als Noviz aufgenommen, und als solcher am 13ten Junius 1663 eingeklei-

det. Er war damals sieben und dreißig Jahr und fünf Monate alt.

Dieser Schritt brachte seine Familie und die mehrsten seiner weltlichen Freunde vollends gegen ihn auf. Einige sprengten aus: Zu große Eingezogenheit hätte ihm den Kopf verrückt; andre meynten, er habe ganz consequent gehandelt, denn Extreme wären von je her seine Sache gewesen. Es gab sogar welche, die ungerecht genug waren, zu versichern, er habe seine eigene Absichten dabey; bloß versteckter Ehrgeiz sey der Bewegungsgrund einer dem äußern Scheine nach so erbaulichen Eingezogenheit. Denn da er sein Glück in der Welt nicht so weit habe treiben können, als er gern gemocht hätte, so wolle er nun einen neuen Weg einschlagen, und im geistlichen Stande herrschen. Man kenne seine Ruhmsucht zu gut, und er habe sich hierüber gegen zu viele Leute bloß gegeben, um hieran zweifeln zu dürfen; nach seinem Grundsatze müsse man dieser alles aufopfern, und es gebe keinen rechtlichen Mann, der sich etwas anders zum Ziele setzen könne.

So viel ist freilich gewiß, daß Rancé, so lange er seinen Leidenschaften sich überließ, keinen

andern Gedanken hatte, als sich empor zu schwingen, und daß er dieß damals nicht nur nicht verbarg, sondern eine Ehre darin suchte, auch alle die Wege einschlug, die zu Erreichung dieses Ziels führen können. Allein, daß er sich seines ganzen Vermögens entäußere, auf alle jetzige und künftige vortheilhafte Umstände Verzicht leisten, die Mönchskutte anlegen, und einen, in den Augen der Welt ihn verächtlich machenden Stand ergreifen, sich zu Fasten, Nachtwachen, Stillschweigen, und zu einer lebenslänglichen Buße, aus bloßer Eitelkeit und Ehrsucht verurtheilen sollte: dieß wird jeder Vernünftige um so unbegreiflicher finden, da selbst der größte Bösewicht schwerlich eines solchen Grades von Heucheley fähig seyn dürfte.

Rancé wurde nun bald auf eine Probe gesetzt, wo es sich zeigen mußte, ob er andre Gesinnungen habe, als die, welche wahre Frömmigkeit einzuflößen im Stande ist. Handarbeit, abgekürzter Schlaf, Fasten, Beten, strenge Beobachtung der Ordensregel und andere von ihm selbst hinzugefügte Bußübungen: Mit einem Worte, eine Lebensart, die der, welche er in der Welt geführt hatte, und seiner schwächlichen Con-

stitution so entgegen war, zog ihm im vierten Monate seines Novitiats eine Krankheit zu, die um so viel gefährlicher war, weil er sie lange verborgen gehalten, und von der Befolgung der strengen Ordensregel nichts nachgelassen hatte. Die Aerzte erklärten, daß er nicht zu retten sey, wenn er nicht eine mit seiner Constitution so unverträgliche Lebensart aufgäbe. Seine öftern Rückfälle bewogen endlich die Mönche, ihm den nämlichen Rath zu geben. Allein Rancé achtete sein Leben für nichts. Er antwortete den Aerzten und allen denen, die ihm zur Rückkehr in die Welt riethen: daß er lieber sterben, als einen Stand aufgeben wolle, zu dem ihn Gott berufen habe. Nichts war im Stande, ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu vermögen.

Nach mehreren Rückfällen ward er wieder so gesund, als er jemals gewesen war, und nun fing er sein strenges Leben von neuem an.

Einige Zeit darauf ward in dem Cistercienserkloster in Champagne die Reform eingeführt, aber die alten Mönche widersetzten sich, und vermogten einige adeliche Gutsbesitzer der Provinz, sie hierin zu unterstützen. Dieß war eine bedenkliche Sache, unter einer Regierung, die jeden

Widerstand als eine Art von Rebellion anzusehen geneigt war, daher dieß unangenehme Folgen haben konnte. Die alten Mönche wußten indessen den benachbarten Adel so für sich einzunehmen, und ihm vorzuspiegeln, der König sey der strengen Observanz abgeneigt, daß der Adel ihre Parthey nahm, und versprach, die Mönche von der strengen Observanz mit Güte oder mit Gewalt dahin zu bringen, das Kloster zu verlassen.

Als man diese Nachricht in Perseigne erhielt, glaubte der Prior, man könne nichts besseres thun, als den Abt Rancé nach Champagne zu schicken, um den Adel zu vermögen, seinen Vorsatz nicht auszuführen. Kaum war er angekommen, als fünf und zwanzig gut berittene und wohl bewaffnete Edelleute zum Vorschein kamen, die sich unter dem Vorwande einer Jagd versammelt hatten, im Grunde aber, um die Reforme-Mönche zu vertreiben. An ihrer Spitze war der Marquis de Vasse. Rancé hatte ihn nicht nur oft bey Hofe gesehen, sondern ihm auch einst einen sehr wichtigen Dienst geleistet. Jezt, da er hörte, Rancé sey in Champagne angekommen, erinnerte er sich dessen, und Dankbarkeit vermogte mehr bey ihm, als die mit den

Edelleuten eingegangene Verbindung. So bald er den Abt Rancé zu Gesicht bekam, flog er auf ihn zu, umarmte ihn, und bot ihm seine Dienste an. Rancé hielt ihn beym Wort, und bat ihn, die Einführung der Reform zu begünstigen, oder sich ihr wenigstens nicht zu widersetzen, und auch die ihn begleitenden Edelleute hierzu zu bringen. Dieß versprach der Marquis, und bewog seine Begleiter durch Vorstellungen, daß sie abzogen. Er selbst folgte ihnen nachher, und blieb der Reform auch in der Folge günstig.

Bey der zur nämlichen Zeit in einigen Klöstern in Touraine einzuführenden Reform, fand man fast eben solche Hindernisse. Auch jezt fiel die Wahl des Priors von Perseigne auf den Abt Rancé, und er schlug diesem vor, die Reise dahin zu machen. Allein da Rancé die Welt gerade deshalb verlassen hatte, um still und eingezogen zu leben, so lehnte er den Antrag ab. Zwar bedachte er auf der einen Seite, den seinen Vorgesetzten schuldigen Gehorsam, die gute Ordnung nnd Disciplin, die in mehreren Klöstern eingeführt werden sollte, die Freunde und den Credit, die er in dieser Provinz hatte, den Schutz dessen die Reform bedurfte, und den Nachtheil,

der aus seiner Weigerung entstehen konnte; aber auf der andern Seite überlegte er, daß er dort unvermeidlich die Theilnehmer seiner ehemaligen Verirrungen, und einige von denen, die solche veranlaßt hatten, antreffen würde; daß er noch nicht Festigkeit genug habe, um sich Gefahren auszusetzen, die Niemand so gut als er selbst berechnen konnte; daß er zu Unterhaltungen und Besuchen genöthiget wäre, die er nicht sorgfältig genug vermeiden könne; daß er dadurch seinen Beruf aufs Spiel setzen möchte, und daß ihn die Schrift erinnere, daß der, der sich in Gefahr begebe, darin umkomme. Ueberdieß sey es eben nicht schicklich, daß ein Noviz von einer Provinz in die andre renne, und sich mit Unterhandlungen, Ausgleichungen und Tractaten abgebe, da die Probezeit bloß in der Einsamkeit und Stille zugebracht werden sollte.

Die Kloster-Convente sind eben nicht gewohnt, viel Rücksicht auf das Interesse des Einzelnen zu nehmen, wenn es auf das Interesse des Ganzen ankömmt, und so ließ sich auch der Prior von Perseigne durch des Abts Gründe von seiner Idee nicht abbringen, sondern betrachtete sie als Gewissensscrupel, die keinen hinreichenden

Bayerische Staatsbibliothek München

Grund hätten. Er suchte ihm das Verdienst des Gehorsams im schönsten Lichte darzustellen, aber Rancé bat den Prior, ihn mit einem Auftrage zu verschonen, den zu übernehmen sein Gewissen nicht erlaube.

Der Prior bestand nun zwar nicht länger darauf, sprach auch nicht mehr von dieser Reise, allein er betrachtete Rancé von jezt an als einen Menschen, der auf seinem Kopf bestehe, und beständig eigenwillig handeln würde. Dieses Urtheil äußerte er in einem Schreiben an den Generalvicarius der Reform, den Abt de Prieres, und setzte hinzu, daß so sehr die Aufnahme des Abts Rancé in den Orden ihm auch zur Ehre gereichen würde, man denselben doch, seiner Meinung nach, ein zwiefaches Noviziat machen lassen müsse.

Ueber diesen Brief erstaunte Prieres um so mehr, da er den Abt Rancé überaus hoch schätzte, und er sich von seiner Aufnahme in die strenge Observanz viele Vortheile versprach. Allein da Prieres ein äußerst kluger Mann war, der vermöge seiner langen Erfahrung wohl wußte, wie leicht es ist, sich bey Beurtheilung der Charactere zu betrügen, so wollte er eben so wenig

die Meinung des Priors ganz auf sich beruhen lassen, als über eine so wichtige Sache bloß nach dessen Ansicht entscheiden. Um über Rancé's Character mehr in's Reine zu kommen, veranstaltete er eine Zusammenkunft mit ihm, vier Meilen von Paris. Durch seine Unterhaltung mit ihm, ward seine vorige Hochachtung nur noch vermehrt, und alle die Vorurtheile ausgelöscht, die der Prior von Perseigne ihm gegen denselben einzuflößen gesucht hatte. Um sich von seiner Folgsamkeit, die man dem Abt Prieres verdächtig gemacht hatte, selbst zu überzeugen, schlug dieser ihm Uebungen vor, wovon die eine immer noch beschwerlicher war als die andre; da sie aber alle Rancé's Vervollkommnung zur Absicht hatten, so fand er auch bey ihm eine Bereitwilligkeit, die alle seine Vorschläge übertraf. Prieres schrieb darauf an den Abt von Perseigne, und dieser machte nun Rancé keine Schwierigkeiten, ihm Profeß thun zu lassen.

Als die Zeit hierzu heran nahete, sah er sich genöthiget, von Perseigne nach la Trappe zurückzukehren. Hier ließ er sich das ganze Kapitel versammeln, und las diesem sein Testament vor, das er zu Gunsten der Väter dieses Hau-

ses von der strengen Observanz gemacht hatte, so bald der Entschluß, Mönch zu werden, von ihm gefaßt worden war.

Er übergab hierauf seine Möbeln und Bibliothek den Religiosen, unter der Bedingung, daß solche unter keinerley Vorwande anders wohin gebracht werden, sondern für beständig im Kloster verbleiben sollten. In dem Falle aber, daß etwa das Kloster wieder in die Hände der alten Mönche fallen, und die von ihm eingeführte stricte Observanz aufhören sollte, schenke er seine Bibliothek dem Hotel-Dieu zu Paris, um sie zu verkaufen, und das daraus gelösete Geld zu Verpflegung der Armen und Kranken anzuwenden. Wenn er einen weltlichen Abt zum Nachfolger haben sollte, so wolle er, als Testator, daß ein solcher Abt an seinem ganzen Vermächtniß nicht den mindesten Antheil haben, ja selbst, ohne Einwilligung der Mönche, nicht einmal von den Büchern Gebrauch machen dürfe. Ein Kapital von 2400 Livres ausgenommen, welches er dem Kloster zu Perseigne, als ein Merkmal seiner Dankbarkeit für die Aufnahme in das Noviziat und sein bevorstehendes Profeßthun, vermachte, überließ er der Abthey la Trappe auch

alle die Activschulden, die am Tage seines Todes noch ausstehen würden.

So bald er auf diese Art sich auch von dem letzten, was er noch besaß, los gemacht hatte, kehrte er nach Perseigne zurück, um dort sein Probejahr zu vollenden. Einige Zeit darauf bekam er aus Rom die ausgefertigte Erlaubniß, die Abtey la Trappe, die er als weltlicher Abt bisher besessen hatte, künftig als regulirter Abt behalten zu dürfen.

Endlich legte er am 26sten Junius 1664 sein Gelübd in die Hände des Dom Guiton ab, dem der General-Vicarius Prieres dazu den Auftrag ertheilt hatte. Mit ihm zugleich wurden zwey andre Novizen eingekleidet, wovon der eine sein Kammerdiener gewesen war. Das Beyspiel seines Herrn hatte Eindruck auf ihn gemacht, und da er diesen nicht verlassen wollte, so folgte er ihm in die Einsamkeit. Dies ist der Frater Antonius, dessen schon oben gedacht wurde.

Rancé hatte die große Freude, daß einer der alten Mönche von la Trappe sich bekehrte, nach Perseigne kam, und zur stricten Observanz übertrat. Er hieß Dom Joseph Bernier, hatte lange sehr ausschweifend gelebt, und sich der

Einführung der Reform, so wie allen guten Absichten des Abts Rancé, am mehrsten widersetzt. Rancé's tugendhaftes Beyspiel, und die Sanftmuth, mit welcher dieser ihn behandelte, machten zwar einigen Eindruck auf ihn; doch die Macht übler Gewohnheiten riß ihn fort, und ließ ihn an keine Nachahmung denken. Endlich kam er zu sich selbst; er suchte den Abt Rancé auf, warf sich ihm zu Füßen, benetzte sie mit seinen Thränen, und stand nicht eher auf, als bis er ihm versprochen hatte, seine Aufnahme ins Novizlat zu bewirken. Dieß geschah; er betrug sich musterhaft darin, that nachher Profeß, und war ein Muster von Tugend bis an sein Ende.

Vier Tage nach Rancé's Einkleidung nahm in seinem Namen der Nachfolger in seiner ehemaligen Priorey St. Clementin, Peter Felibien, von der Abtey la Trappe, in der Eigenschaft eines regulirten Abts, Besitz, vermöge der ihm dazu von Rancé ertheilten Vollmacht; denn er selbst war von dem Gefühle der mit ihm vorgegangenen Veränderung noch so durchdrungen, daß er sich nicht entschließen konnte, dieser Zeremonie sich in Person zu unterziehen.

Am 13ten Junius 1664 ward er als Abt von dem Bischof von Arda eingesegnet, und am folgenden Tage begab er sich nach seinem Kloster, um dort seine Tage in beständigen Bußübungen zu endigen. Der dasige Convent war zwar nicht zahlreich, bestand aber aus lauter gut gesinnten Religiosen, die nur darauf bedacht waren, alle Tugenden ihres Standes auszuüben. Anfangs begnügte sich Rancé damit, bloß die in den Klöstern der stricten Observanz eingeführte Regel beobachten zu lassen; aber es dauerte nicht lange, so gingen seine Absichten darüber hinaus.

Die Regel des h. Benedicts, zu der er sich bekennen sollte, hatte er während seines Noviziats mit größter Aufmerksamkeit gelesen, so wie alles, was sich auf die Gebräuche der ersten Einsiedler in der christlichen Kirche, und auf die ersten Jahrhunderte der Reform der Cistercienser bezog. Es schien ihm, daß die Regel des h. Benedicts noch etwas mehr verlange, als was in den Klöstern der stricten Observanz üblich war, und er konnte es nicht billigen, daß man nicht alle Gebräuche der ersten Karteuser und der Mönche von Clairvaux wieder eingeführt hatte. Man wandte dagegen ein, daß der menschliche

Körper seitdem schwächer geworden sey, und so große Anstrengungen nicht mehr ertragen könne. Rancé meynte hingegen, nur der Eifer der Menschen habe abgenommen, denn übrigens erreichten sie noch das nämliche Alter als damals.

So bald er durch seine Tugenden die Achtung und das Vertrauen seiner Untergebenen gewonnen hatte, unternahm er es, sie auf eine höhere Stufe der Vervollkommnung zu leiten. Mit einem Eifer und einer Beredsamkeit, die ihm von Natur eigen waren, und die durch den Geist Gottes noch mehr erhöhet wurden, stellte er ihnen vor, die erste Pflicht eines jeden Christen, wie vielmehr eines Geistlichen, sey die, im Stande der Buße zu leben. Er flößte hierdurch seinen Brüdern Achtung und Liebe für ihren Stand ein, und sie erhielten davon nunmehr eine richtige Vorstellung. Er konnte also auf diese Art mehrere alte Gebräuche des Cistercienser-Ordens wieder einführen. Mit allgemeiner Zustimmung der Mönche, wurde der Genuß von Wein und Fischen abgeschafft; Eyer aßen sie nur selten, und Fleisch nur im höchsten Nothfalle. Der Umgang mit Weltleuten ward vermindert, mit in der Absicht, den Haushalt auf das äußer-

sie zu beschränken, wie dieß auch wirklich einige Jahre darauf geschah.

Außerdem lag dem Abte noch am Herzen, die in der ersten Zeit bey den Cisterciensern üblich gewesene Handarbeiten wieder einzuführen, und durch seine Vorstellungen bewirkte er, daß die Mönche zu la Trappe sich anderthalb Stunden Vormittags, und eben so lange Nachmittags, auf diese Art beschäftigen. Ja! sie gingen noch weiter; denn da sie besorgten, mit der Zeit möchte dieser Gebrauch unterlassen werden, wie es schon in ähnlichen Fällen geschehen war, so wollten sie sich hierzu durch ein besonderes Gelübde verbindlich machen. Weil dieß aber im Cistercienserorden zuvor noch nie statt gefunden hatte, so hielt der Abt auch nicht für rathsam, es zu erlauben. Ueberhaupt machte er von seiner Autorität niemals Gebrauch, um irgend einen von den in diesem Kloster üblichen Gebräuchen einzuführen. Kein Mensch war freier als er von der drückenden Herrschsucht, die bey neuen Gesetzen Niemand zu Rath zieht, sondern alle mußten erst dafür gestimmt, oder selbst darauf angetragen haben. Wenn sie aber einmal gegeben waren, so hielt er auch streng darüber, und er

selbst gab das erste Beyspiel ihrer Befolgung. Er that immer mehr, als er anderen vorschrieb.

Zu eben der Zeit, als der Abt die äußerlichen Bußübungen der alten Eremiten, im Kloster la Trappe einführte, war er noch weit mehr darauf bedacht, den Geist wahrer Frömmigkeit, tiefer Demuth, warmer und thätiger Menschenliebe, darin zu erwecken. Er führte unter seinen Brüdern, (denn so nannte er die Mönche beständig,) ein achtungsvolles Betragen gegen einander im Reden und Handeln ein; doch hatten diese nachgiebigen, ehrerbietigen Manieren, nichts ähnliches mit dem Wesen und Ton der Weltleute; sie gründeten sich bloß auf die Verachtung, die jeder gegen sich selbst empfand, und auf wechselseitige Hochschätzung. Sie machten sich nicht mit einander gemein; man sah hier nichts unanständiges, nichts ungeschliffenes; Aufmerksamkeit auf sich selbst, Bedachtsamkeit und Bescheidenheit, herrschten in den Worten und Werken dieser heiligen Einsiedler.

Mitten unter diesen Beschäftigungen erhielt Rancé von seinen Vorgesetzten den Befehl, schleunig nach Paris zu kommen, um einer Versammlung der Aebte und Superioren vom

Cistercienser-Orden strenger Observanz, beyzuwohnen.

Wir übergehen hier die Geschichte der langen Streitigkeiten der Cistercienser von der laxen und der strengen Observanz, die dahin gediehen, daß endlich der Abt des Klosters Cisteaux selbst nach Rom ging. Hier bewirkte er, daß der Pabst dem Abte durch ein Breve auftrug, es dahin einzuleiten, daß sich Deputirte des Ordens aus allen Nationen in Rom versammeln möchten, um über die allgemeine Reform, die der Pabst einzuführen Willens war, ihr Gutachten abzugeben. Der König genehmigte die Vollziehung dieses Breve durch ein Rescript vom 3ten Jul. 1664. Die Klöster von der strengen Observanz mußten daher ihrer Seits Deputirte erwählen, und dieß war die Veranlassung zu der Versammlung in Paris, zu welcher der Abt Rancé berufen wurde.

Es fanden sich dabey zwey und zwanzig Aebte ein, und die Sitzungen wurden im Bernhardiner-Collegium gehalten. Der General-Vicarius, Dom Jouaud, Abt von Prieres, eröffnete sie mit einer Rede, worin er alles das, was seit Einführung der strengen Observanz, sowohl

in Frankreich als in Rom vorgefallen war, auseinander setzte. Jetzt sey der kritische Augenblick gekommen, sagte er, der über ihr Stehenbleiben oder ihr Fallen entscheiden müsse. Daran sey nicht mehr zu zweifeln, daß der Abt von Cisteaux und die vornehmsten Aebte des Ordens, keine andere Absicht hätten, als die strenge Observanz gänzlich zu vernichten. Von Rom könne man höchstens bloß eine Milderung dessen, was schon festgesetzt sey, hoffen; die bewilligten Dispensationen würden bleiben, und unter dem Vorwande, alle Ordensglieder unter ein Haupt zu vereinigen, und einerley Praxis einzuführen, würde befohlen werden, daß jedermann sich nach den zu Rom gegebenen Verordnungen richten solle. Wenn man gleich von der Frömmigkeit Alexander VII. vieles erwarten könne, so sey doch seine Gesundheit so zerrüttet, daß er außer Stande sey, sich mit Geschäften zu befassen, daher sein Neffe, der Cardinal Chygy, sich ihrer bemächtiget habe, von dem also alles abhange, und von diesem sey alles zu fürchten, da er ganz auf der Seite des Abts von Cisteaux sey, der alle die Personen, welche Einfluß auf den Cardinal hätten, durch Geschenke gewonnen habe.

Auch der Kanzler Seguier habe sich für den Abt bey dem päbstlichen Neffen verwendet, denn er habe die strenge Observanz nie leiden können. — Der General-Vicarius stellte am Ende dem Beschlusse der Versammlung anheim: Ob sie Deputirte nach Rom schicken, oder diese Angelegenheit bloß schriftlich betreiben wolle?

Nach langer Berathschlagung wurde einstimmig das erstere beschlossen, doch solle die Vollmacht der Deputirten dahin beschränkt werden, sich bloß auf eine General-Reform einzulassen, hingegen sich allem dem zu widersetzen, was auf eine Abänderung der in Frankreich bereits eingeführten Reform abziele, und sich gegen den Pabst merken zu lassen, daß, da diese durch drey vom heiligen Stuhle ernannte Commissionen gegründet worden, man sich an ihr nicht vergreifen könne, ohne der ganzen christlichen Kirche ein Aergerniß zu geben.

In der zweiten Sitzung bat der General-Vicarius die Versammlung, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, bey der Wahl der Deputirten auf deren Eigenschaften vorzügliche Rücksicht zu nehmen. Er glaube, daß es am besten sey, Aebte dazu zu nehmen, weil ihr Rang ihnen

mehr Ansehen und leichtern Zutritt verschaffen würde. Sie müßten von ausgezeichneter Frömmigkeit seyn, um durch ihr Gebet des Himmels Beystand zu erflehen, und von der Reform in Frankreich eine hohe Meinung zu erwecken. Dabey müßten sie aber auch so viel Welt besitzen, als sich für Personen ihres Standes schicke, desgleichen Scharfblick und Umsicht, ja selbst von guter Familie seyn, weil diese Achtung verschaffe, und weil die, welche man den Personen der Bevollmächtigten erzeige, immer vortheilhaft auf die ihnen übertragene Geschäfte zurück wirken.

Während dieser Rede des Abts von Prieres hatte jedermann seine Augen auf Rancé gerichtet, und ohne zu untersuchen, ob des erstern Absicht sey, daß man ihn ernennen möchte, ist so viel gewiß, daß er ihn nicht besser bezeichnen konnte. Auch fand sich, als man die Stimmen gesammelt hatte, daß er einmüthig gewählt war. Zum Gehülfen gab man ihm den Abt du Val Richer. So traf also das ein, was der Pater Mouchy ihm vorher gesagt hatte, und wovor Rancé sich gerade am mehrsten fürchtete. Er machte auch auf der Stelle der Versammlung Gegenvorstellungen, und führte an, daß er erst

seit kurzer Zeit in den Orden getreten sey, und kaum vor zwey Monaten Profeß gethan habe; daß man ihn großer Gefahr dadurch aussetze, wenn man ihn in den Wirwar von Unterhandlungen verflechte, und in einen Strudel von Geschäften werfe; daß er zu wenig Kenntniß von der Sache selbst besitze, mithin es fast unmöglich sey, keine Fehler dabey zu machen. Aber man nahm auf seine Gründe eben so wenig Rücksicht, als auf seine Bitten. Alle Mitglieder der Versammlung hielten es vielmehr für eine besondre Schickung Gottes, der strengen Observanz, gerade zu einer Zeit, wo sie dessen am mehrsten bedurfte, einen Mann von solchen Eigenschaften zugewiesen zu haben. Er mußte sich also unterwerfen, und den Auftrag übernehmen.

Indessen, daß man seine Vollmacht und Instruction ausfertigte, ging er nach la Trappe zurück, um dort alles so einzurichten, wie er es während seiner Abwesenheit gehalten zu sehen wünschte. Bis zum Antritte seiner Reise fuhr er in Abwartung des Gottesdienstes und in seinen Bußübungen eben so regelmäßig fort, als wenn davon, und dem so wichtigen ihm aufgetragenen Geschäft, gar nicht die Rede gewesen

wäre. Eines Tages, als er seine Brüder in den Garten führte, um darin zu arbeiten, fing es an zu regnen; er wollte sie daher zurück gehen lassen; doch fiel ihm ein, daß der Geist der Buße nicht verstatte, sich in dieser Art zu schonen, und so ging er zuerst vorwärts. Bey Vertheilung der Arbeit fiel ihm ein unbebautes Stück Land zu, und beym ersten Stich mit dem Spaten fand er Widerstand, so daß er glaubte, er habe gegen einen Stein gestoßen. Mit verdoppelter Kraft warf er die Erde heraus, und sah nun, daß dazwischen etwas hervor schimmerte; als er es näher besehen und gereiniget hatte, fand es sich, daß es englische Goldthaler waren, wovon das Stück sieben Livres galt. Er grub fort, und brachte bis sechszig solcher Goldstücke zusammen. Diesen Zufall betrachtete er als einen Zug der Vorsehung, und als ein Zeichen, daß Gott seine Reise billige, weil er ihm einen Theil des Geldes zuwies, das zu Bestreitung der Kosten erforderlich war. Denn da man sich nicht einbilden konnte, daß Rancé, als er die Welt verließ, so wenig für sich behalten habe, und da der Proceß, den die Klöster von der strengen Observanz zu führen sich genöthiget gesehen, sie erschöpft

hatte,

hatte, so war er ersucht worden, die Reisekosten für sich und den Abt du Val-Richer zu tragen, und hierzu hatte er sich verstanden. Indessen hatten die vielen Almosen, die er gab, so wie die Reparatur der Klostergebäude, all sein Geld hinweg genommen, und ohne jene Hülfe wäre er zu borgen gezwungen gewesen.

Am Tage vor seiner Abreise bestellte er die Superioren, die während seiner Abwesenheit die Leitung des Klosters besorgen sollten, und brachte dann mehrere Stunden im Gebet zu, um die vorhabende Reise, so wie seine Brüder, die er unter Gottes Schutz zurückließ, seiner Vorsehung zu empfehlen. Bey seiner Abreise versammelte er die Brüder, nahm in einer rührenden Rede Abschied von ihnen, umarmte sie sämtlich, und machte sich sogleich auf den Weg. Die Trennung von ihrem Vater versenkte die Mönche in Trauer. Die mit langen Reisen verbundene Gefahren, und sein, durch eine strenge Lebensart, geschwächter Körper, machten sie um so mehr für ihn besorgt, da sie wußten, daß er in Ansehung der letztern nichts abändern würde. Alle warfen sich im Gebet vor Gott nieder, und fleheten um seine Erhaltung, und um

Schutz für die Angelegenheiten der strengen Observanz.

Bey seiner Ankunft in Paris fand Rancé seine Vollmacht und Instruction ausgefertiget. Um sich mächtige Unterstützung für diese Angelegenheit zu verschaffen, vermogte man ihn, mehreren hohen Personen aufzuwarten, um von ihnen Empfehlungsschreiben zu bewirken, die er auch von der Königin Mutter, der Herzogin von Orleans, der Prinzessin von Montpensier, dem Prinzen von Conti und der Herzogin von Longueville erhielt. Am Abend vor seiner Abreise aus Paris schrieb er noch einmal an seine Mönche, nahm wiederholt Abschied von ihnen, ermahnte sie in ihren freiwillig übernommenen Bußübungen fort zu fahren, und empfahl sich ihrem Gebet. Gleich vor Paris trennten sich die beiden Deputirten. Rancé hatte einen Edelmann zum Begleiter, der mit ihm die Reise nach Rom machen wollte, und mit diesem ging er zuvörderst nach Lothringen zu dem Cardinal von Retz, um sich mit demselben über die Angelegenheiten der strengen Observanz zu berathen, und sich von ihm Empfehlungsschreiben zu erbitten. In Chalons an der Saone wollte er

mit dem Abt dû Val-Richer wieder zusammen treffen. Der Cardinal empfing Rancé als einen Mann, den er schon längst geschätzt hatte, und dessen ganzer Werth ihm bekannt war. Da Niemand besser als er den Geist des römischen Hofes und den Character derer kannte, mit denen es der Abt Rancé zu thun haben würde, so gab er ihm wichtige Aufschlüsse, und unterrichtete ihn, was für Wege er einzuschlagen habe. Zugleich erhielt er vom Cardinal Empfehlungsbriefe an dessen zahlreiche Freunde in Rom, und trug seinen dort zurück gelassenen Agenten auf, sich der Angelegenheiten des Abts eben so anzunehmen, als wenn es seine eigenen wären; dem Abte selbst aber versprach er, daß wenn die Sachen, nach der Gewohnheit der römischen Curie, sich in die Länge ziehen sollten, er selbst kommen, und sie persönlich betreiben würde, welches er auch wirklich im folgenden Jahre that.

Von Chalons aus setzte Rancé die Reise gemeinschaftlich über die Gebürge mit dem Abt dû Val-Richer fort. In Turin stellte der französische Gesandte, Hr. v. Servien, sie dem Herzoge von Savoyen vor, den der Gesandte schon zuvor mit den Verdiensten und Verhält-

nissen des Abts Rancé bekannt gemacht hatte, daher ihn der Herzog mit großer Auszeichnung und vielen Beweisen von Achtung aufnahm, ihm auch das heilige Schweißtuch in seiner Kapelle zeigen ließ, welches einen solchen Eindruck auf Rancé machte, daß er von neuem gelobte, im Stande der strengsten Buße zu sterben.

Von Turin ging er nach Mayland, wo er gleich nach der Ankunft seine Andacht beym Grabe St. Carls hielt. Sein Reisegefährte besah indessen die Merkwürdigkeiten der Stadt; Rancé hingegen gab seiner Neugier in nichts nach, so unschuldig sie auch seyn mochte; denn sich deren Befriedigung zu versagen, machte einen Theil seiner Buße aus.

In Florenz ließ er sich durch den Marquis v. Caupoly beym Großherzoge, an den er Briefe hatte, zur Audienz führen. Der Großherzog unterhielt sich mit ihm unter vier Augen, und Rancé, der ihm das Schreiben der Herzogin von Orleans übergab, bat um die Unterstützung der Angelegenheiten der strengen Observanz am römischen Hofe. Kaum war er in sein Logis zurückgekehrt, als einer der vornehmsten Hofofficianten des Großherzogs mit einem Ge-

folge von zehn Bedienten erschien, die mit Geschenken beladen waren. Sie brachten die vortreflichsten Weine und mehrere Schüsseln mit verschiedenen Arten von Erfrischungen. So bald der Hofkavalier weg war, ging Rancé zu dem Abte dû Val-Richer, und sagte lächelnd zu diesem: Sind wir jezt nicht verlegener in unserm Ueberflusse, als wir zuvor in unserer Armuth waren? Wenn Sie aber meiner Meinung beystimmen, so wollen wir uns bald heraus helfen; lassen Sie uns alles ins Hospital schicken! Da wird es Leute geben, die es nöthiger haben als wir, und denen es mehr zu gut kommen wird. Der Abt dû Val-Richer war damit zufrieden, und ohne etwas davon anzurühren, ward alles an die Armen gegeben. Am folgenden Tage holte der Marquis v. Caupoly den Abt Rancé in einem Hofwagen ab, und stellte ihn dem Prinzen Mathias, des Großherzogs Bruder, nebst dessen Gemahlin vor. Leztre bot ihm ihre Kapelle an, um den Morgen darauf die Messe darin zu lesen; allein da Rancé alles vermied, was irgend eine Auszeichnung andeutete, so entschuldigte er sich damit, daß er Morgens ganz früh abreisen müsse. So lange er in Florenn

war, hielt immer ein herrschaftlicher Wagen vor seinem Logis, um sich seiner nach Gefallen zu bedienen. Bey dergleichen Ehrenbezeigungen litt zwar seine Demuth, doch war es nicht immer möglich, sie ganz zu vermeiden.

Endlich kam er am 12ten Nov. 1664 in Rom an, wo der Abt von Cisteaux schon sechs Wochen früher eingetroffen war. Nachdem Rancé seine Andacht verrichtet hatte, besuchte er zuerst einige vertraute Personen, an die er von dem Cardinal von Retz gewiesen worden war. Er hielt es für nothwendig, ehe er irgend etwas unternähme, sich von der Lage der Sache zu unterrichten, und sowohl darüber, wie man über die strenge Observanz denke, als über die Charactere der Personen, mit denen er es zu thun haben würde, Nachricht einzuziehen. Die, an welche er sich deshalb wendete, waren durch die Briefe des Cardinals bereits vortheilhaft für ihn gestimmt, und voller Bereitwilligkeit, ihm Dienste zu leisten. Durch sie erfuhr er, daß der Abt von Cisteaux, den Vorsprung von Zeit vortheilhaft genutzt, und sich bey dem Cardinal-Patron Eingang verschafft habe. Durch das Ansehen, worin er bey diesem stehe, durch seinen Aufwand

und seine Freigebigkeit, habe er sich freyen Zutritt bey dem Pabste, bey Cardinälen und Prälaten verschafft, und diesen dazu genutzt, sie gegen die stricte Observanz einzunehmen. Er habe die ihr zugethanen Mönche als Ehrsüchtige geschildert, die keine Mühe sparten, sich von dem General und den ersten Aebten des Ordens unabhängig zu machen, die alte eingeführte Ordnung umzustürzen, und eine Spaltung zu bewirken, der in der Folge unmöglich würde abgeholfen werden können. Zu diesem Zwecke hätten sie den Cardinal von Rochefoucauld dahin vermocht, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, daß sie einen General-Vicarius hätten wählen, und gegen alle, von jeher eingeführte, Ordnung besondre Versammlungen halten können. Jener Cardinal habe, als apostolischer Vicarius, seine Vollmacht hierin überschritten, und dieß allein sey hinreichend, das, was er eingeführt habe, null und nichtig zu machen. Die Patres der stricten Observanz machten ein großes Geschrey von Unordnungen, die doch im Orden gar nicht vorhanden wären. Außer den, vom h. Stuhle erlaubten, Fleischspeisen könne man ihm nichts vorwerfen. Jene hätten ihre Streitigkeiten mit

dem Orden bey den französischen Gerichtshöfen, zum Präjudiz der geistlichen Jurisdiction, anhängig gemacht, die doch bloß vor den h. Stuhl gehörten; denn im Fall ja eine Reform nöthig seyn sollte, so wären Se. Heiligkeit allein bemächtiget, sie anzuordnen, und er sey bereit, alles zu vollziehen, was dem Pabste vorzuschreiben gefällig seyn möchte.

Diesen Nachrichten setzten die gedachten Mittelspersonen noch folgendes hinzu: Es herrschten am römischen Hofe so gut Vorurtheile, als an jedem andern, und diese wären höchst nachtheilig, daher man ohne Zeitverlust sie zu vernichten suchen müsse. Alles Sonderbare sey ihm verdächtig, und gerade diesen Character habe man der Reform in Frankreich gegeben. Indessen gebe es doch noch gutmüthige Personen, die sich der Reform annehmen würden, wenn man das ihnen dagegen eingeflößte Vorurtheil vernichten könnte.

Rancé und sein Mitdeputirter machten mit ihren Besuchen bey den Cardinälen und Prälaten den Anfang, gaben ihre Empfehlungsschreiben ab, und wurden überall gut aufgenommen. Aber sie bemerkten bald, daß man, aller dieser

äußern Höflichkeiten ohnerachtet, im Grunde der stricten Observanz nicht günstig war. Der Bischof von Evreux, der solche dagegen unterstützte, bestätigte diesen Verdacht, so wie auch ein zweiter Gönner der Reform, Pater Bona, damals Assistent des Generals der Feuillanten *), und später, Cardinal; ein Geistlicher von seltener Frömmigkeit, ausnehmender Gelehrsamkeit und seltenen Verdiensten. Da er beym Abt Rancé gleiche Eigenschaften fand, so entstand zwischen ihnen bald eine innige Freundschaft, die lebenslang dauerte, und den Angelegenheiten der stricten Observanz großen Nutzen brachte.

Der Abt äußerte einst gegen ihn seine Verwunderung, daß der römische Hof der Reform so wenig günstig sey. Wo, sagte er, sollen Zucht und Buße, christliche und klösterliche Tugenden noch eine Freistadt suchen, wenn sie solche nicht bey dem Pabste und dem h. Stuhle finden? Ist es möglich, daß man hier gar keine Achtung für eine Anstalt hat, die ihr Entstehen Rom ver-

*) Feuillants, eine Art Barfüßer. Mönche, von der Regel St. Bernhardt, deren Kleidung weiß ist.

dankt, und die die französische Regierung, so wie die Parlamente anerkannt haben? Der P. Bona antwortete: Er sey überzeugt, daß der Pabst die stricte Observanz schätze und liebe, auch entschlossen sey, sie zu schützen. Allein die mehrsten Cardinäle wären anders gesinnt; sie wären gegen die Reform eingenommen, weil man sie überredet habe, daß wenn man deren Fortgang gestatte, ganz sicher im Orden auf immer eine Spaltung entstehen würde, und so bald der General die Reform angenommen habe, die Klöster außerhalb Frankreich ihn und seine Jurisdiction nicht mehr anerkennen, und den General-Kapiteln nicht mehr beywohnen würden. Rom habe aber ein großes Interesse dabey, diese Trennung zu verhüten. Ein Orden, der unter Einem Obern vereiniget sey, lasse sich viel leichter regieren, als wenn so viele Klöster gleichsam abgesonderte und unabhängige Corporationen ausmachten. Auch sey es im erstern Falle weit leichter, sie in Abhängigkeit vom h. Stuhle zu erhalten. Man könne sich überdieß nicht vorstellen, daß die Unordnungen in den Klöstern von der gewöhnlichen Observanz, so groß wären, als man sie gemacht habe, sondern glaube, daß der ganze Unterschied nur

darin bestehe, daß jene sich des Fleischessens nicht enthielten, weil ihnen dieses nachgelassen sey. Diesem letztern widersprach Rancé, und behauptete, daß der Cistercienserorden nie eine solche General-Dispensation erhalten habe. Der P. Bona gestand dieß zwar zu, meynte aber, daß es darauf ankomme, diejenigen hiervon zu überzeugen, welche ein Urthel in der Sache fällen sollten. Auf das, was der Rochefoucauld gethan habe, nähmen die Cardinäle um deshalb keine Rücksicht, weil sie glaubten, er habe seine Vollmacht überschritten, die ihm vorgeschriebene Formalitäten nicht beobachtet, und Dinge angeordnet, die der ursprünglichen Grundverfassung des Ordens geradezu entgegen wären, besonders in dem Hauptpunkte, die Mildthätigkeit betreffend. Rancé schmeichelte sich aber, in seinen zu übergebenden Vorstellungen von dem allem das Gegentheil zu beweisen. Der Pater Bona rieth ihm, dieß so bald als möglich zu thun, und keine Zeit zu verlieren, dem Pabst und den Cardinälen eine andre Meinung beyzubringen, zu dem Ende er ihm eine Audienz beym Pabste zu verschaffen suchen wolle.

Der Abt von Cisteaux gab den beiden Deputirten von der strengen Observanz einen Gegenbesuch, und Rancé glaubte, diese Gelegenheit nutzen zu müssen, um ihm seine Vorurtheile zu benehmen, und ihn, wo möglich, zu gewinnen. Er äußerte, wie leid es ihm thue, gegen ihn auftreten und sollicitiren zu müssen, welches um so unangenehmer sey, da es ihm, als Haupt des Ordens, eher gebührte, die Streitigkeiten zu schlichten, als Parthey zu seyn. Wenn man den Pabst nöthige, Schiedsrichter in der Sache zu ernennen, so könne es nicht fehlen, daß nicht von beiden Seiten Dinge an den Tag kommen sollten, von denen es besser wäre, sie zu unterdrücken; die Menschenliebe und die Ehre des Ordens erforderten dieses; ihre Streitigkeit habe schon zu lange gedauert, und zu viel Aufsehen gemacht, und der neue Lärm, den sie in Rom erregen würde, könne leicht vermieden werden. Mit Genehmigung des Pabstes könnten sie sich selbst Schiedsrichter wählen, und ihren Zwist in Güte beylegen. Die stricte Observanz verlange nur gerechte Sachen, und so halte sich Rancé von der Billigkeit des Abts überzeugt, daß er diese nicht verweigern werde. Bedürfe übrigens

der Orden einer Reform, so erfordre seine Ehre, daß sie durch des Abts eigene Autorität eingeführt werde.

Hiermit griff er den Abt von Cisteaux auf seiner schwachen Seite an, und unter andern Umständen wäre vielleicht Rancé's Benehmen von glücklichem Erfolg gewesen. Der Abt von Cisteaux war aber entweder schon zu weit gegangen, als daß er sich füglich hätte zurückziehen können, oder seine Hoffnung war zu groß, daß die Entscheidung des Pabstes günstig für ihn ausfallen, und er hierdurch mehr, als durch einen Vergleich, gewinnen werde. Genug, er antwortete Rancé: Er wünschte sehr, daß man gleich Anfangs den Weg der Güte bey diesen Streitigkeiten eingeschlagen wäre; allein in der Lage, worin sich die Sache nunmehr befinde, lasse sich eine Aburtheilung nicht mehr vermeiden, um die er bey Sr. Heiligkeit selbst nachgesucht, auch die Versicherung von sich gegeben habe, aus der Hand des heiligen Vaters die Reform so, wie es ihm, sie einzuführen, belieben mögte, anzunehmen.

Der Abt von la Trappe war eben im Begriff, hierauf zu antworten, als man den Bi-

schof von Evreux anmeldete, der die beiden Deputirten besuchen wollte, daher der Abt von Cisteaux Abschied nahm und weg ging. Der Bischof erzählte den beiden Aebten: Was den Pabst am mehrsten gegen die Klöster der strengen Observanz aufgebracht habe, sey der Umstand, daß sie von den geistlichen Gerichten an weltliche appellirt hätten. Dieß werde zu Rom als ein entsetzlicher Eingriff in die Rechte der Kirche angesehen, und sey eins von den Versehen, die man nie vergesse; es lasse einen solchen Eindruck zurück, der fast unmöglich wieder ausgelöscht werden könne. Der Bischof versicherte, daß er sich alle Mühe gegeben, dem Pabste dieses Vorurtheil zu benehmen, und ihm gesagt habe, die Gegenparthey habe die Anhänger der stricten Observanz vor die weltlichen Gerichte gezogen, so sehr auch die letztern widerstrebt hätten; und der Bischof schmeichle sich, daß es ihm hiermit bey dem heiligen Vater gelungen sey. Er gab übrigens den Deputirten einige Winke, wie sie sich ferner in der Sache zu benehmen haben würden.

Als sie wieder allein waren, äußerte der Abt du Val-Richer; Rancé habe sich wohl gegen den

Abt von Cisteaux ein wenig zu weit herausgelassen; denn wenn ihn dieser beym Wort genommen hätte, so wisse er nicht, wie er sich würde haben heraus ziehen können, da ihre Vollmachten beschränkt, und sie nicht bemächtiget wären, auf Schiedsrichter zu compromittiren. Dagegen führte Rancé aber an, daß für die stricte Observanz, in der Lage, worin sich jetzt die Sache in Rom befinde, nichts so sehr zu fürchten sey, als ein förmliches Urtheil, weil dieses, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht günstig ausfallen würde. Wenn es aber einmal gegeben worden, so würde man auch nichts mehr dagegen ausrichten können, da sonst der Richter sich selbst widersprechen müßte. Daher bestehe das eigentliche Interesse der strengen Observanz darin, dieß durch alle erlaubte Mittel zu verhüten, und für Leute ihres Standes, die das Proceßführen nicht genug vermeiden könnten, scheine ihm ein Compromiß das allerschicklichste. Sie könnten doch dadurch nicht mehr verlieren, als durch eine Sentenz wahrscheinlich verloren gehen würde, und allenfalls blieben dann noch Auswege übrig. Ihre Vollmachten besagten zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, daß sie sich die Wahl von

Schiedsrichtern gefallen lassen könnten, enthielten dieses aber dem Sinne nach, und im Falle der Abt von Cisteaux mit der gegenwärtigen Vollmacht nicht zufrieden gewesen wäre, so hätten sie sich eine ausgedehntere ausbitten können, die man ihnen nach Darstellung der ungünstigen Lage ihrer Angelegenheit, nicht verweigert haben würde.

Am ersten December (1664) ließ ihnen der Abt Favoriti wissen, daß der Pabst am folgenden Tage ihnen Audienz geben wolle. Da Rancé sich überzeugt hielt, daß Gott die Herzen der Menschen in seiner Hand hat, und sie nach Gefallen lenkt, so brachte er einen Theil der Nacht im Gebet zu, um sich des Höchsten Schutz und Hülfe zu erflehen. Beide Aebte begaben sich nach Monte-Cavallo, der damaligen Residenz des Pabstes, und sie kamen eben an, als dieser seine Messe anfing, der sie mit beywohnten. Nachher wurden sie zur Audienz geführt. Der Pabst empfing sie freundlich und gütig. Er sagte: „Ihre Ankunft ist uns nicht nur angenehm, sondern wir haben sie auch mit Vergnügen erwartet und vernommen.“

Der Abt Rancé, als Wortführer, setzte hierauf so gedrängt wie möglich die Streitigkeit der beiden Observanzen aus einander, und schloß mit der Bitte, die Untersuchung einer Congregation von Cardinälen aufzutragen, um dadurch der Sache in fremden Ländern mehr Ansehen zu verschaffen.

Der Papst hörte ihn mit Vergnügen an, und antwortete ihm auf eine verbindliche Weise: Daß er mit großer Zufriedenheit den Fortgang der Reform vernehme; daß er gewünscht hätte, jedermann möchte sich wieder in die ihm gebührende Ordnung gefügt haben; er liebe die strenge Observanz, und könne sie seines Schutzes versichern; dieß habe er auch gegen den Abt von Cisteaux geäußert, und als dieser von seiner Angelegenheit mit ihm gesprochen, ihm gesagt, er müsse erst beide Theile hören, und jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen. Rancé dankte dem Pabste für seine Güthe, und setzte hinzu, er sey um so mehr davon durchdrungen, da man demselben, dem Verlaut nach, habe beybringen wollen, die strenge Observanz habe die Erörterung des Streits von den geistlichen Gerichten an die weltlichen gebracht, statt daß ihre Gegner

ihn bey dem Parlamente zu Paris anhängig gemacht hätten. Zehn Jahre lang habe das Parlament aber weiter nichts gethan, als wiederholt zu erklären: daß, da die Reform mit Genehmigung des h. Stuhls in Frankreich eingeführt sey, es auch dabey verbleiben müsse, und die dieserhalb von dem Abt von Cisteaux eingelegte Appellation, als der apostolischen Entscheidung zuwider, ungegründet und nichtig sey.

Der Pabst antwortete: Daher, daß das Parlament sich mit der Sache befaßt, habe man Gelegenheit genommen, zu sagen, es habe alles gethan. Er, der Pabst, habe immer vorgefaßte Meinungen gehaßt, und wer ihm dergleichen beyzubringen suche, den höre er weniger günstig an.

Der Abt Rancé dankte dem h. Vater nochmals, und fügte hinzu: Da er fürchte, es möchte ihm nicht erlaubt seyn, sich ihm zum zweiten Male zu Füßen zu werfen, so erbitte er sich seinen Segen, sowohl für sich selbst, als für das Kloster, dessen Leitung er ihm anvertraut habe. Der Pabst ertheilte ihm solchen nicht nur, sondern setzte auch mit vieler Güte hinzu, er werde ihn, so lange sein Auftrag ihn hier zurück halte, recht gern so oft sehen, als er es zu seiner Zu-

friedenheit für nöthig halte. Hierauf leitete der Pabst das Gespräch auf mehrere andre Dinge, so daß Rancé keine Gelegenheit fand, seiner Angelegenheit weiter zu gedenken, sondern nur die Schreiben von der Königin-Mutter, von der Herzogin von Orleans, der Prinzessin Montpensier, dem Prinzen Conti und der Herzogin von Longueville übergab, worauf beide Deputirte sich von Sr. Heiligkeit beurlaubten. Die Audienz hatte anderhalb Stunden gedauert.

Rancé versäumte keinen Augenblick, den Pater Bona von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und zwey Tage darauf besuchte er ihn selbst. Bona stellte dem Abte eine von ihm selbst entworfene Bittschrift zu, worin der Pabst um Ernennung einer Congregation von Cardinälen ersucht wurde, und Rancé händigte diese sogleich dem Secretär der Memoriale, Picolomini, ein, der ihn mit allen Zeichen von Achtung und Zuneigung empfing, und ihm die Versicherung gab, in allem, was von ihm abhange, dem Abte zu dienen. Er hielt auch Wort, denn ein Paar Tage nachher theilte der Pater Bona den Deputirten die Nachricht mit, daß die Congregation ernannt sey, und, ihrem Wunsche ge-

mäß, aus Cardinälen und Prälaten bestehen würde. Diese, gegen die Gewohnheit der römischen Curie, so schnell erfolgte Ernennung überraschte jedermann, denn sonst pflegt sie sich, aus Grundsatz, nicht zu übereilen, sondern mit langsamen Schritten vorzuschreiten. Manche legten dieß als eine Folge des Wohlwollens aus, das der Pabst gegen die beiden Bevollmächtigten geäußert hatte; aber im Grunde war es eine Folge des Einflusses, den der Abt von Cisteaux beym Cardinal-Patron hatte. Denn dieser fürchtete, da der Pabst mit jedem Tage schwächer wurde, daß er darüber hinsterben könnte, und man unter seinem Nachfolger nicht so gut für ihn gesinnt seyn möchte. Wie sehr ihm an der Beschleunigung der Sache gelegen war, das zeigte sich einige Tage darauf. Der General-Procurator des Ordens, der jenem gänzlich ergeben war, kam nämlich zu den beiden Deputirten, um ihnen im Namen des Abts von Cisteaux zu sagen, er glaube, daß da nunmehr die Congregation nieder gesetzt sey, sie ebenfalls das ihrige dazu beyzutragen geneigt seyn würden, die Verhandlungen so sehr als möglich zu fördern, denn sie hätten beiderseits einerley Interesse dabey,

und die Sache werde sich ohnehin, nach der gewöhnlichen Langsamkeit der römischen Curie, schon genug in die Länge ziehen; mit der Gesundheit des Pabstes werde es täglich mißlicher, und wenn er vor der Entscheidung sterben sollte, so würde man von neuem wieder anfangen müssen, folglich eine lange Zeit verstreichen, ehe man wieder auf den jetzigen Punkt kommen, und die Ernennung einer Congregation bewirken könnte.

Rancé antwortete: Sein College und er, würden recht gern alles thun, was dem Abte von Cisteaux zum Vergnügen gereichen könne, so wie alles, wodurch sie die große Hochachtung, die sie gegen ihn trügen, zu bezeigen im Stande wären; nur sähen sie nicht ab, wie sie zu Beschleunigung der Sache etwas beytragen könnten. Der General-Procurator meynte: Dadurch allerdings, wenn sie in manchen Stücken nachgäben, und hierdurch ihre Streitigkeiten auf einige Hauptpunkte zurück brächten. Rancé fragte ihn daher: Ueber welche Gegenstände sie sich, nach seinem Dafürhalten, würden vereinigen können: Jener erwiederte: In Ansehung der Enthaltung von Fleischspeisen, und in Ansehung des General-Vicarius von der strengen Observanz; denn was

den erstern Punct angehe, so könne man sich dahin einigen, daß die late Observanz sich der vom h. Stuhle ertheilten Dispensation bediene, und was den zweiten betreffe, so würde sich irgend ein Ausweg finden lassen. Hiergegen wandte der Abt von la Trappe aber ein: Daß der h. Stuhl nie dem ganzen Cistercienserorden eine allgemeine Erlaubniß, Fleisch zu essen, ertheilt habe, vielmehr derselbe dieß ausdrücklich leugne. Dieß angenommen, erlaubten Ehre und Gewissen der Deputirten nicht, darin zu willigen, daß man von einer nie ertheilten Dispensation Gebrauch mache. Ueberdieß sey dieser Artikel der Regel des h. Benedicts und den Statuten des Cistercienserordens gerade entgegen. Anlangend den General-Vicarius, so sey dieser bloß provisorisch angestellt, nämlich bis zur Reformation des ganzen Ordens. Wenn diese erfolgt sey, dann bedürfe es seiner nicht mehr, weil sie alle einerley Observanz haben würden. Bis dahin aber müßte die strenge Observanz ihn beybehalten, da sie sonst nicht würde bestehen können, und es unbillig wäre, sie den Superioren einer andern Observanz zu unterwerfen, die ein Interesse dabey habe, sie um zu stoßen. Der General-Procura-

tor äußerte: Dieser Inconvenienz lasse sich dadurch abhelfen, daß man in den Provinzen Special-Vicarien anstellte. Allein die beyden Bevollmächtigte waren der Meinung: daß es kein sicheres Mittel gebe, die strenge Observanz zu vernichten, daher sie hierin nicht willigen könnten. Dagegen erklärte der General-Procurator: Eben so wenig werde der Abt von Cisteaux jemals darin willigen, daß für mehr als sechszig Klöster des Ordens, ein besondrer, von ihm unabhängiger General-Vicarius angestellt werde. Er fragte Rancé: Ob er versichert sey, daß der Pabst den General-Vicarius beybehalten wolle? Seiner Seits habe er Gründe, daran zu zweifeln. Allein Rancé sagte zu ihm mit einer Zuversicht, die ihm nicht wenig auffiel: Der Pabst habe die besten Gesinnungen; er wisse recht gut, was die Ehre des h. Stuhls erfordre, und daß der, welcher den Zweck wolle, auch sicher die Mittel wollen werde.

Nach diesem Besuche des Generalprocurators ging Rancé zu einem Freunde des Cardinal Retz: an den ihn dieser empfohlen hätte. Er hörte hier, daß die ernannten Mitglieder der Congregation eben nicht günstig für die strenge Obser-

vanz gesinnt wären. Unter andern habe ihm einer der angesehensten und unterrichtesten Cardinäle gesagt: Fleisch, oder kein Fleisch zu essen, sey eine für die Ehre Gottes und Erbauung der Kirche ganz gleichgültige Sache. Drey andere hätten geäußert: Man werde schwerlich zugeben, daß ein Schisma im Orden entstünde, bloß unter dem Vorwande, daß die eine Observanz strenger sey, als die andre. Rancé sagte zu seinem Gönner: Da er viel dreister, als Rancé selbst, mit den Cardinälen sprechen könne, so wolle er ihm nicht verhalten, daß es zwar für die Ehre Gottes an sich höchst gleichgültig sey, ob man Fleisch esse, oder nicht; daß wenn man aber sich durch ein förmliches Gelübd zu einer Regel verpflichtet habe, die das Fleischessen verbiete, es aufhöre, eine gleichgültige Sache zu seyn. Dieß sey aber im Cistercienserorden der Fall, und in den Statuten untersagt, deshalb eine Dispensation nach zu suchen. Eine Spaltung im Orden könne leicht durch eine allgemeine Reform verhütet werden, und die Ehre des h. Stuhls erfordre es, in dieser Art zu verfahren, und ohne großes Scandal könne die strenge Observanz, die allen rechtlichen Leuten in Frankreich zur Erbauung

gereiche, nicht aufgehoben werden. Rancé's Freund übernahm es gern, diese Gründe bey den Cardinälen geltend zu machen, empfahl ihm aber, sie auch selbst, so viel er nur könne, vorzutragen.

War Rancé schon über das verwundert, was der Freund ihm gesagt hatte, so erstaunte er vollends, als einer der vornehmsten Prälaten der Congregation, auf seine Vorstellungen kurz antwortete: Die Generalreform des Ordens sey eine Sache, die sich in einer Viertelstunde abmachen lasse, denn die beiden Observanzen wären bloß im Punkte des Fleischspeisens von einander unterschieden. Auch dieser Prälat glaubte, der Cistercienserorden habe über diesen Artikel eine General-Dispensation erhalten, und durch ein päbstliches Breve sey die strenge Observanz aufgehoben worden. Rancé bemühete sich vergebens, ihn in Ansehung des erstern Punkts vom Gegentheil, und in Ansehung des letztern von der Nullität zu überzeugen, doch der Prälat ließ sich darauf nicht ein, sondern sagte: Was er dagegen anzuführen habe, könne er in seinen Vorstellungen sagen; übrigens aber denke man in Rom anders als in Frankreich.

Ein Vorfall, der sich während dieser Zeit in Frankreich ereignete, trug nicht wenig dazu bey, die Lage der Sache in Rom noch zu verschlimmern. Dom Joseph de Monkule, ein Mönch im Kloster Perseigne von der strengen Observanz, brachte eine Streitfrage gegen die Unfehlbarkeit des Pabstes auf den Catheder, worüber viel hin und her gestritten wurde. Man brachte die Sache am Ende vor den Nuntius, und um ihn gegen die strenge Observanz einzunehmen, denuncirte man den Urheber davon als einen Anhänger derselben, mit dem Beyfügen, daß der Abt von Prieres der Disputation beygewohnt, und sie nicht gemisbilliget habe. Der Nuntius ließ den Abt zu sich kommen, und machte ihm Vorwürfe; worauf der Abt nichts befriedigendes zu antworten wußte. Er sah jetzt ein, wie höchst unangenehm die aufgestellte Thesis der römischen Curie seyn müsse, und welche nachtheilige Folgen der Vorgang haben könne. Er sagte daher: Der Mönch, der die Thesis vertheidiget habe, gehöre zwar zur strengen Observanz, stehe aber unter dem Abte von Cisteaux, und so, wie gegenwärtig die Lage der Sache zu Rom beschaffen sey, könne man in des letztern Jurisdiction

nicht den geringsten Eingriff thun, ohne daß er zu Rom große Beschwerden darüber führen, und die strenge Observanz beschuldigen würde, sie wolle sein Ansehen vernichten.

Aber hiermit nur halb zufrieden, beschwerte sich der Nuntius bey Cisteaux; worauf dieser antwortete: Er müsse zugeben, daß der Mönch von dem die Rede sey, zu seinem Sprengel gehöre, aber doch, als der strengen Observanz anhängig, unter der Jurisdiction des Abts von Prieres, als deren General-Vikars, stehe, und dieser für des Mönchs Betragen verantwortlich bleibe. Letzterer habe übrigens die nämliche Thesis in einer dem Könige übergebenen Vorstellung, wodurch er verhindern wollen, daß die Angelegenheit der Reform nicht nach Rom kommen möchte, selbst behauptet. Die betreffenden Stellen dieser Vorstellung waren der Verantwortung des Abts einverleibt. Mehr bedurfte es nicht, um den Nuntius gegen den General-Vikar und die strenge Observanz gänzlich einzunehmen.

Rancé, der von dem allem nichts wußte, verfolgte eifrig seinen Weg, und verdoppelte seine Fasten und sein Gebet in wenig besuchten Kirchen, um den Schutz Gottes für seine Angele-

dem Abte

genheit zu bewirken, ohne jedoch in dem Wahne zu stehen, daß Gott seinethalb Wunder thun werde. Daher versäumte er auch keins der natürlichen Mittel, die zu Erreichung seines Zwecks dienen konnten.

Als er einst einen Prälaten besuchte, der sein Freund war, erzählte ihm dieser die Händel, welche die vorgedachte Disputation in Frankreich veranlaßt hatte, und daß der Abt von Cisteaux sich der Folgen davon zu bedienen wisse. Rancé antwortete: In Ansehung der Disputation würde es unbillig seyn, eine ganze Corporation für die Thatsache eines einzelnen verantwortlich zu machen, und was die dem König übergebene Vorstellung betreffe, so müsse man sich an den Advocaten halten, der sie, ohne weitere Theilnahme der strengen Observanz aufgesetzt habe. Allein der Prälat äußerte: Eine solche Rechtfertigung möchte wohl in Frankreich statt finden, nicht aber in Rom, denn hier sey man nunmehr gegen die strenge Observanz so aufgebracht, daß selbst die Deputirten einiger Gefahr ausgesetzt wären. Rancé erklärte: Daß er sich glücklich schätzen würde, für die gerechte Sache zu leiden; er werde zwar alles vermeiden, was diejenigen,

die ihm nicht wohl wollten, noch mehr aufbringen könne, allein seiner eigenen Sicherheit wegen keine Maaßregeln nehmen.

Der Pater Bona bestätigte alles das, was ihm der Prälat gesagt hatte, und setzte noch hinzu, die Empfehlung des französischen Bothschafters, der dem Abt von Cisteaux sehr geneigt war, habe der strengen Observanz den größten Schaden gethan. Er setzte hinzu, daß die römische Curie, die nicht gern eher die Sache aburtheln und ein Breve erlassen wolle, ehe sie über den Erfolg und die Art, wie man solches aufnehmen werde, keine Gewißheit habe, durch den Bothschafter versichert worden sey, der König würde es durch sein Ansehen unterstützen. Dieß hielt Rancé indessen um deshalb für ungewiß, weil die Königin-Mutter die strenge Observanz ihres entschiedenen Schutzes gewürdiget, und ihrer wegen an den Pabst in solchen Ausdrücken geschrieben hatte, die hieran gar nicht zweifeln ließen; ihre Empfehlung aber, glaubte er, habe beym König das Uebergewicht über jede andre. Dagegen bemerkte der P. Bona: Die Königin könne nicht lange mehr leben, und so dürfe man mit der Publication des Breve nur so lange

warten, bis sie gestorben sey. Daß indessen Gott die stricte Observanz nicht verlasse, davon sey das ein Zeichen, daß aller anscheinenden Widerwärtigkeiten ohnerachtet, der Pabst noch immer günstig für sie gesinnt sey. Dieß veranlaßte Rancé, Bona zu fragen: Ob er es für gut halte, den Pabst um eine Audienz zu bitten? und dieser war der Meinung, daß ein solches Gesuch zwar nichts verderben könne, doch zweifle er, daß man es bewilligen werde. So kam es auch; denn der Cardinalpatron war ihm zuvor gekommen, und verhinderte, daß man mit dem Pabste gar nicht von Geschäften reden durfte. Rancé erhielt zur Antwort: Da eine Congregation nieder gesetzt sey, so habe er sich an diese zu wenden, denn die Ertheilung von Audienzen würde den Pabst zu sehr angreifen.

Der Abt von Prieres hatte durch Rancé Nachricht von den Bewegungen erhalten, welche durch die Disputation in Rom entstanden waren, und sich zwar von den vornehmsten und angesehensten französischen Bischöfen Vorschreiben an die Cardinäle der Congregation verschafft und an Rancé übersendet, die dieser auch übergab; sie waren jedoch von keinem Erfolge. Vielmehr er-

fuhr er nicht lange darauf, daß man den Entwurf zu einem Breve gemacht, solchen dem Pabst überreicht, Se. Heiligkeit ihn aber dem P. Bona zum Gutachten zugefertiget habe. Dieser fand ihn der strengen Observanz so nachtheilig, daß er nicht umhin konnte, verschiedene Abänderungen darin zu machen. Alle diese Nachrichten wurden Rancé unter dem Beding strenger Verschwiegenheit mitgetheilt, daher er keinen Gebrauch davon machen konnte; doch endlich gab der P. Bona hierin nach, gegen das Versprechen, ihn auf keinen Fall zu compromittiren.

Rancé überreichte nunmehr der Congregation neue Vorstellungen; allein deren Vorurtheile gegen die stricte Observanz blieben immer die nämlichen. Alle Mitglieder behaupteten, als wenn sie darin überein gekommen wären, der Cardinal Rochefaucauld habe seine Vollmachten überschritten, und die ihm vorgeschriebenen Formalitäten nicht beobachtet, folglich sey eine neue Verordnung nöthig. Man habe daher die Absicht, dem Abte von Cisteaux, den vornehmsten Aebten und Generalkapiteln die ihnen von Rechts wegen gebührende Jurisdiction wieder zu geben, da diese ihnen durch die alten Statuten verliehen sey.

Rancé antwortete: So müßten sie wenigstens auch verpflichtet werden, die Regel des h. Benedicts, auf die sie ihr Gelübd abgelegt hätten, zu beobachten, und die Pönitenz auszuüben, welche die nämlichen Statuten verlangten, auf welche sie ihre Jurisdiction gründeten. Aber die Cardinäle und Prälaten blieben bey ihrer Meinung.

Jezt sah Rancé ein, daß ein längerer Aufenthalt zu Rom ohne Nutzen, oder daß es wenigstens hinreichend seyn würde, wenn der Abt du Val-Richer allein zurück bliebe, und die Entscheidung abwartete. Schon mit Widerwillen war er nach Rom gegangen, und die Geschäfte, die er dort betreiben mußte, waren nicht nach seinem Geschmack; jezt wurde ihm der dortige Aufenthalt unerträglich. Indessen wollte er doch den Eingebungen seines Mißmuths nicht gerade zu folgen, sondern er fragte erst seine Freunde um Rath. Diese waren alle der Meinung, daß seine Gegenwart zu Rom entbehrlich, und Ein Deputirter zum Betrieb dessen, was nun noch gethan werden könne, vollkommen hinreichend sey. Vielleicht könne seine Abreise selbst das Gute bewirken, daß der Abt von Cisteaux sich darüber beunruhigen, und ebenfalls nach Frankreich zurückge-

hen

hen würde, welches im Grunde der strengen Observanz zum Vortheil gereichen müßte, da ihr seine Anwesenheit in Rom nachtheilig sey. Die Cardinäle würden sodann langsamer zu Werke gehen, und wenn die Entscheidung nur erst aufgeschoben würde, so könnten sich Vorfälle ereignen, wodurch die Lage der Dinge sich vielleicht ändere.

Nunmehr meldete Rancé dem Abte von Prieres, in welchem Zustande er die Verhandlungen lasse, und die Gründe, weshalb er von Rom abgehe. Anfang Februars (1665) trat er die Rückreise an. Was man als möglich angenommen hatte, traf wirklich ein. Da sich keine Ursache einer so schleunigen Abreise errathen ließ, so besorgte der Abt von Citeaux, Rancé möchte ihm durch den Einfluß der Königin-Mutter, von Seite Frankreichs irgend ein Hinderniß in den Weg legen; deshalb reisete er schleunig ein Paar Tage später ebenfalls ab, und überließ den Betrieb der Geschäfte dem Generalprocurator.

Seine Freunde und Rathgeber ausgenommen, misbilligten alle übrige Interessenten sowohl in Rom als in Frankreich Rancé's Entfernung. In Rom sagte man: Er sey an der Reformation

dadurch zum Verräther geworden, daß er ihre Angelegenheit aufgegeben habe; man müsse an einem guten Ausgange nie verzweifeln, und zu Rom weniger noch als anderswo; bloß sein übertriebener Eifer sey Schuld an seiner Ungeduld; er klage zwar immer über die vorgefaßten Meinungen Anderer, aber es gebe vielleicht keinen Menschen in der Welt, der davon mehr angesteckt sey, und hartnäckiger auf seinen Kopf bestehe, als er. In Frankreich schonte man ihn noch viel weniger; selbst Leute, denen der Gegenstand an sich gleichgültig war, sogar seine eigenen Verwandte, tadelten seine Abreise.

Zu Lyon fand er bey seiner Ankunft Briefe vom Abt von Prieres, worin dieser ihn dringend bat, im Fall es seine Gesundheit irgend erlaube, nach Rom zurück zu kehren. Noch andere Briefe von einigen seiner Freunde machten ihm das nämliche zur Pflicht. Rancé, der sowohl Armuths wegen, als aus Bußübung, die wohlfeilsten, mithin am wenigsten bequemen, Fuhrgelegenheiten wählte, überdieß auch selbst auf der Reise eben die strenge Lebensart als im Kloster führte, war zu Lyon in einem so erschöpften Zustande angekommen, daß er sich kaum aufrecht

erhalten konnte. Das Fieber, wovon er unterweges befallen worden war, hatte ihn noch nicht wieder verlassen. Jeder andere würde nur an die Herstellung seiner Gesundheit und sich auszuruhen, gedacht haben, zumal bey dieser Jahreszeit, und da der viele Schnee die Reise über die Alpen fast unmöglich machte. Aber auf der einen Seite ließ der Gehorsam, den er seinen Vorgesetzten schuldig zu seyn glaubte, und auf der andern die Gleichgültigkeit gegen seine Gesundheit, und die wenige Rücksicht, die er auf seinen Körper nahm, ihn über den zu fassenden Entschluß nicht lange rathschlagen. Nur ein andrer Umstand hinderte ihn, jenem Verlangen auf der Stelle Folge zu leisten, nämlich der, daß er kaum noch so viel Reisegeld übrig hatte, um Paris erreichen zu können. Zu Lyon hatte er fast gar keine Bekanntschaft, und es fehlte ihm hier an Credit. In dieser Verlegenheit befand er sich gerade, als ein schlecht gekleideter Mensch, den er nicht kannte, zu ihm kam, und ihn fragte, ob er nicht der Abt von la Trappe sey? Rancé bejahete dieses, und hierauf überreichte der Unbekannte ihm einen Beutel mit vier hundert Louisd'or, mit dem Beyfügen: Er habe den Auftrag, ihn zu bitten, so

viel davon zu nehmen, als er gebrauche. Der Abt fragte ihn, wer denn das Geld schicke? Der Unbekannte antwortete aber, es sey ihm verboten, dieß zu sagen. Rancé mochte noch so sehr in ihn dringen, so konnte er es dennoch nicht erfahren, und deshalb schlug er aus, das Geld anzunehmen; denn, sagte er, ich bin Willens, es zu erstatten, und dieß kann ich nicht, wenn ich nicht weiß, wem ich es schuldig bin. Der Unbekannte erwiederte: davon sey gar nicht die Rede; er möchte nur von dem Gelde so viel nehmen, als er nöthig habe, und sich der Mühe des Erstattens überheben. Mit vieler Ueberwindung nahm Rancé endlich vierzehn Louisd'or davon, und gab das übrige zurück. Aber der Unbekannte wollte den Beutel schlechterdings nicht anders annehmen, als wenn Rancé wenigstens hundert behielte. Lange weigerte er sich zwar, mußte aber doch endlich nachgeben. Nunmehr nahm der Unbekannte den Beutel wieder an, und ging. Nie kam eine Hülfe zu gelegenerer Zeit. Erst lange nachher erfuhr Rancé, wie es damit zugegangen war. Einer seiner Freunde zu Paris erfuhr, daß man ihm nach Lyon die Anweisung zugeschickt hatte, von da nach Rom zurück zu

kehren, und da er wohl vermuthete, daß es ihm am Gelde fehlen werde, so schrieb er an einen Bruder, den er in Lyon hatte, er möchte Rancé für seine Rechnung so viel als er bedürfe, zukommen lassen, jedoch es so einrichten, daß dieser nicht errathen könne, von wem die Unterstützung herrühre. Man kann sich denken, wie dankbar das vortrefliche Herz eines Rancé gegen einen so großmüthigen Freund war.

Gleich nach Empfang der hundert Louisd'or schrieb Rancé an den Abt von Prieres und seine Freunde: daß wenn er gleich Rom nur auf den Rath solcher Personen, die sich für die stricte Observanz am mehrsten interessirten, verlassen habe, und er sich überzeugt halte, daß seine Gegenwart dort unnütz sey, so wolle er dennoch aus schuldigem Gehorsam gegen seine Vorgesetzten dadahin zurück kehren. Er reisete auch gleich den folgenden Tag von Lyon ab, und kam am ersten April in Rom an.

Freund und Feind wurden durch seine Rückkunft gleich sehr überrascht. Als man den wahren Grund erfuhr, mußten doch selbst die, welche am mehrsten gegen ihn eingenommen waren, seine Folgsamkeit bewundern, die bey einem Man-

ne von so vorzüglichen Verdiensten, der sich durch seine seltenen Eigenschaften eine solche Achtung in der Welt erworben hatte, dem Gehorsam eines der geringsten seiner Mönche gleich kam. Eben so urtheilte man auch in Frankreich, und dieser Zug von Demuth brachte nicht nur seine Feinde zum Schweigen, sondern verschaffte ihm auch die Achtung wieder, die man ihm nur entzogen hatte, weil man seine Tugenden nicht genug kannte.

Gleich den Tag nach seiner Ankunft fing er seine Besuche und seine Sollicitationen von neuem an. Die Cardinäle und Prälaten empfingen ihn dießmal mit mehrerer Achtung, und machten ihm Hoffnung, daß man nachgiebiger gegen ihn seyn werde, als er geglaubt habe, und daß nichts fest gesetzt werden solle, ohne ihn zuvor gehört, und alles, was er zu Vertheidigung der stricten Observanz vorbringen würde, genau geprüft zu haben. Dieß veranlaßte den Abt, eine Vorstellung zu übergeben, worin alle Forderungen auf vier Haupunkte zurück gebracht waren.

I. Daß die Enthaltung von Fleischspeisen, aus den schon vorhin angeführten Gründen, im Cisterciensserorden allgemein eingeführt werde.

II. Daß den Klöstern von der stricten Observanz nachgelassen werde, einen Ober-Superior zu ihrer Leitung zu haben, mit dem Titel und der Gewalt eines Generalvikars. Daß derselbe durch die Patres der stricten Observanz erwählt werde; jedoch, um den Rechten des Abts von Cisteaux nichts zu vergeben, könne man fest setzen, daß jener nicht eher in Activität treten solle, bis er von diesem genehmiget und bestätiget worden sey.

III. Daß den Superioren der stricten Observanz verstattet werde, zum Wohl und zur Erhaltung der Ordnung ihrer Klöster, unter sich Versammlungen zu halten; denn ohne dieses Mittel, das jeder Gesellschaft dem Naturrechte nach zustehe, und dessen man die stricte Observanz ohne Ungerechtigkeit nicht berauben könne, sey die Erhaltung guter Ordnung nicht möglich. Endlich

IV. Der stricten Observanz zu erlauben, die Reform auch in den Klöstern der laten Observanz, unter gewissen Bedingungen, über die man sich leicht würde vereinigen können, einführen zu dürfen.

Doch kaum war diese Vorstellung übergeben, so erfuhr Rancé, daß man darauf gar keine Rücksicht nehmen würde, und daß man im Grunde für die Reform jezt um nichts besser gesinnet sey, als vor seiner Abreise. Rancé machte den Cardinälen bemerklich: Daß der römische Hof sich selbst entehren würde, wenn er die Reform, die unter seiner Autorität vor mehr als sechszig Jahren eingeführt, und von mehr als sechszig Klöstern, von mehr als sieben Hundert Mönchen angenommen worden sey, umstoßen wolle; daß sie allen rechtschaffenen Leuten im Königreiche vom Anfange an bis jezt zur Erbauung gereicht habe; daß sie vom Könige durch Parlamentsschlüsse bestätiget sey; daß ein päbstliches Breve in Frankreich, ohne vom Könige und Parlament angenommen zu seyn, nicht vollzogen werden könne; und daß man mit Fug annehmen dürfe, der König werde ein neues Breve nicht genehmigen, wenn es denen, die er gut geheißen und das Parlament bestätiget habe, entgegen laufe; endlich, daß jedermann es sonderbar finden würde, wenn man zu Rom rechtliche Menschen, die das gute Zeugniß von allem, was Großes und Heiliges in Frankreich sey, für sich hätten, unterdrücken wolle.

Während dieses in Rom vorging, erhielt man daselbst durch Briefe aus Frankreich die Nachricht, daß man dort seit der Zurückkunft des Abts von Cisteaux überall verbreite, er habe seinen Proceß zu Rom gewonnen, und ein Breve bewirkt, wodurch die Reform ganz aufgehoben worden sey. Dieß ward von allen Seiten her bestätiget, so daß Rancé, um in's Klare zu kommen, sich an einen Cardinal wandte, ohne dessen Theilnahme, wie er wußte, nichts vorgenommen wurde. Zuerst sprach der Cardinal von den vier Artikeln, welche Rancé vorgeschlagen hatte, und äußerte darüber: Die Absicht der Congregation sey nicht, die late Observanz zu verpflichten, sich der Fleischspeisen zu enthalten, denn die Mönche hätten sich zu dieser Strenge nicht verbindlich gemacht, sondern ihr Gelübd auf die Regel, wie sie solche hätten ausüben sehen, abgelegt. Zu einem mehreren hätten sie sich nicht anheischig machen wollen, und es sey unbillig, ihnen in einem vorgerückten Alter ein Joch aufzulegen, das sie im Novizlat nicht getragen hätten. Rancé antwortete: Sie hätten die Regel des h. Benedicts so angenommen, wie sie von diesem Heiligen festgesetzt sey, und wolle man

die Sache so nehmen, wie Se. Eminenz, so würden die Christen nicht verbunden seyn, das Evangelium anders zu befolgen, als sie es in ihrer Jugend hätten ausüben sehen. Der Cardinal antwortete bloß: Zwischen dem Evangelium und der Regel St. Benedicts finde kein Vergleich statt; und ließ sich nicht weiter ein, sondern ging zu den drey anderen vorgeschlagenen Punkten über. Wenn man diese, sagte er, bewilligen wollte, so würde man eine Spaltung im Orden veranlassen, deren Nachtheilen schwer abzuhelfen seyn möchte. Gewöhnlich daure eine Reform nur funfzig oder sechszig Jahre; wenn die erste Hitze vorüber sey, so träten nach und nach die ehemaligen Erleichterungen wieder ein, und man komme wieder auf den Standpunkt der andern zurück, die Spaltung hingegen daure dem ohnerachtet beständig fort. Rancé wiederholte zwar seine schon oft erwähnten Gegengründe, worauf aber der Cardinal nicht achtete. Jezt kam Rancé auf das in Frankreich entstandene Gerücht, und da der Cardinal bloß eine zweydeutige Antwort gab, so zweifelte Rancé nicht mehr an dessen Wahrheit. Mit vieler Festigkeit stellte er dem Cardinal die nachtheiligen Folgen

eines Breve vor, das mit den Absichten des Pabstes nicht überein stimme, das gegeben sey, ohne die Partheyen vorzufordern und zu hören, selbst ohne Zuziehung des größten Theils der Mitglieder, aus denen die Congregation bestehe; das Scandal, welches daraus entstehen werde; den Vortheil, den die Ketzer gegen die Kirche daraus ziehen möchten; mit einem Worte, man würde die Ehre des h. Stuhls dem Interesse des Abts von Cisteaux aufopfern.

An diesem Breve hatte gerade dieser Cardinal den aller mehrsten Antheil, daher fand er sich beleidiget, und antwortete hitzig: Rancé setze alle Achtung aus den Augen: er spreche, wie die Schismatiker und Ketzer. Demüthig, doch entschlossen, erwiederte der Abt: Er spreche wie der h. Bernhard, nur drücke er sich weniger stark aus, als dieser; indessen habe der h. Stuhl niemals einen eifrigern Vertheidiger und eine standhaftere Stütze gehabt. — Mit eben dieser Freimüthigkeit äußerte er sich gegen die übrigen Cardinäle und Prälaten der Corporation, doch sah er bald ein, daß dieses ihm Feinde machte.

So stand die Sache in Rom, als der Cardinal Retz dort eintraf. Eine seiner ersten Er-

kundigungen war die, auf welchem Fuß der Abt Rancé hier lebe? Man sagte ihm, daß er ein schlechtes Logis habe, und seine Lebensart von der im Kloster, in Rücksicht auf Strenge, gar nicht verschieden sey. Da der Mensch, den er zu seiner Bedienung angenommen gehabt, krank geworden sey, so habe er jezt nicht nur keinen andern Bedienten, sondern er pflege und warte auch jenen, als wenn er in dessen Diensten stünde. Eine solche, des Abts Erziehung so ungleiche, Lebensart rührte den Cardinal, und er beschloß, ihn heraus zu ziehen, und ihn, wo möglich, dahin zu bringen, etwas mehr für sich selbst zu sorgen. Gleich beym ersten Besuche, den ihm der Abt gab, schlug er ihm vor, zu ihm in's Haus zu ziehen, doch hütete er sich wohl, ihn die eigentliche Veranlassung dieses Vorschlags merken zu lassen. Er gab vielmehr vor: Für des Abts Angelegenheit würde es sehr ersprießlich seyn, wenn sie sich beide zu jeder Stunde des Tages sehen, und alles mit einander verabreden könnten. Zugleich gab er ihm die Versicherung, daß er bey ihm eben so eingezogen, und mit der nämlichen Freiheit als in seinem Kloster, leben solle. Rancé lehnte den Antrag zwar Anfangs

aus Höflichkeit ab; als aber der Cardinal erklärte: Er werde sich mit seinen Angelegenheiten nicht befassen, wenn er seinen Wunsch nicht erfülle, so gab der Abt nach, und zog zwar noch am nämlichen Tage zu dem Cardinal, wählte sich aber das schlechteste und unbequemste Zimmer.

Nun mußte der Abt dem Cardinal erzählen, wie er zu Rom lebe. Lezter sagte, es sey nicht möglich, daß er eine solche Lebensart lange aushalten könne. Seine Nahrung und übrigen Bedürfnisse müßten seiner Arbeit angemessen seyn. Sein Verdruß, daß er sich so lange in Rom aufhalten müsse, der Widerspruch, den er hier erfahre, die Besuche und Aufwartungen, zu denen er sich genöthiget sehe, wären schon Büßungen genug, um sich dagegen einige Erleichterungen zu erlauben. Der Abt von Prieres, sein Superior, habe den Cardinal ausdrücklich ersucht, in diesem Stücke auf des Abts Benehmen Acht zu haben, und ihn zu vermögen, daß er von seiner strengen Lebensart etwas nachlasse; er werde sich auch wohl erinnern, daß jener ihm dieses vor seiner Abreise oft mündlich empfohlen habe, so wie nachher schriftlich durch mehrere Briefe.

Rancé dankte zwar dem Cardinal für seine Güte, erinnerte ihn aber zugleich an sein Versprechen, daß er in seinem Hause eben so, wie in seinem Kloster, solle leben können. Hieran halte er sich, und bitte, es dabey zu lassen. Der Cardinal drang zwar noch ferner in ihn, aber vergeblich.

Jezt kam die Rede auf des Abts Angelegenheiten, und Rancé beklagte sich über die den Cardinälen gegen die stricte Observanz eingeflößten Vorurtheile. Der Cardinal belehrte ihn indessen, daß das Uebel nicht hiervon, sondern von der oben gedachten Disputation, und von den Schriften herrühre, über die der Nuntius sich beschwert habe. So was vergesse man zu Rom nicht. Indessen müsse man doch nicht verzweifeln; er habe hier Freunde; in Auftrag der Königin-Mutter solle er in ihrem Nahmen mit dem Pabste reden, und diesem den großen Antheil zu erkennen geben, den sie an Erhaltung der stricten Observanz nehme. Dieß werde er so gut als möglich ausrichten, und überhaupt keine Mühe sparen, die Sache auf einen bessern Fuß zu setzen.

In der That stellte er auch in einer Audienz, die er einige Tage darauf hatte, die Verwendung

der Königin auf das lebhafteste vor. Der Pabst antwortete: Daß er mit der Königin gleiche Absichten hege, er liebe die stricte Observanz und wolle sie aufrecht erhalten; dieß möge der Cardinal der Königin, deren Frömmigkeit und deren Eifer für den h. Stuhl er immer geschätzt habe, in seinem Nahmen versichern. Eine so gütige Aeußerung vermogte den Cardinal, dem Pabste zu sagen: Die Königin habe ihm empfohlen, alle Cardinäle der Congregation zu besuchen, und ihnen ihr Anliegen, sich für die stricte Observanz zu interessiren, zu eröffnen; wenn daher der Pabst es genehmige, so würde er ihnen sagen, daß der Wille Sr. Heiligkeit sey, derselben nicht zu nahe zu treten. Des Pabstes Antwort war: Die Gesinnungen der Königin könne er ihnen mittheilen; was aber die seinigen betreffe, so wären sie davon hinreichend unterrichtet, und nöthigenfalls werde er sie ihnen noch wissen lassen.

Gleich nach dieser Audienz besuchte Retz alle Cardinäle der Congregation, und sprach mit Eifer zu Gunsten der strengen Observanz, sowohl in der Königin als seinen eigenen Nahmen. Einige von ihnen ließen sich nur zweideutig aus, hingegen die Freunde des Cardinals gestanden

ihm offenherzig, daß die Sache zu weit gediehen sey, als daß man zurückziehen könne. Ihren schon oft angeführten Gründen setzte der Cardinal die entgegen, welche Rancé vorgebracht hatte. Allein ihre Vorurtheile waren so tief eingewurzelt, daß es nicht möglich war, sie ihnen zu entreißen. Indessen versicherten sie wenigstens: Man werde eine Generalverordnung für den ganzen Orden geben, und die stricte Observanz zwar nicht ganz aufheben, jedoch ihr auch nicht alle ihr von dem Cardinal Rochefoucauld zugestandene Vorzüge zugestehen. Die Stelle des Generalvikars solle aufgehoben, die besondern Versammlungen der stricten Observanz untersagt, die Jurisdiction des Abts von Cisteaux, der vornehmsten Aebte und der Generalkapitel, aufrecht erhalten werden.

Hierauf antwortete der Cardinal: diese Artikel wären so wesentlich, daß nach ihrer Einführung die stricte Observanz unmöglich länger bestehen könne, und indem man sich ihrer Erhaltung rühme, erschüttere man ihre Grundlage. Hiergegen führte man dem Cardinal einige Beyspiele von andern Orden an, die ebenfalls eine strenge Observanz hätten, und mit vieler Er-

bauung

bauung lebten, ob sie gleich Ordensgeneralen unterworfen wären.

Aber was würde denn bedenkliches dabey seyn, (sagte der Cardinal,) wenn man den ganzen Cistercienserorden, wenigstens in Frankreich, verpflichtete, die dort eingeführte strenge Observanz anzunehmen? Die Antwort war die nämliche, die, wie oben gedacht, Rancé erhielt.

Unter dieses Umständen schien es dem Cardinal rathsam, dem Abt Rancé vorzuschlagen, einen Vergleich mit der gewöhnlichen Observanz einzugehen. Dieser sagte ihm aber, daß er dieß schon einige Male vergeblich vorgeschlagen habe; die gewöhnliche Observanz kenne auch ihren Vortheil zu gut, als daß sie ihn aufgeben sollte.

Während Rancé zu Rom sich ganz dem allgemeinen Besten aufopferte, säete der böse Feind im Kloster la Trappe Unkraut zwischen den Waizen. Der von ihm gewählte Prior gab aus unzeitigem Mitleiden nach, daß von der strengen Ordnung und Zucht in manchen Stücken abgegangen wurde. Er ging sogar so weit, daß er sich Fische am Tische des Refectoriums auftragen ließ, und so den Mönchen das Beispiel gab, die sich vorgeschriebene Enthaltsamkeit, welche sie be-

ständig zu beobachten ihrem Abte gelobt hatten, zu verletzen. Der eifrige und standhafte Subprior setzte sich dagegen; die übrigen Mönche traten auf seine Seite, und behielten, trotz dem Prior, die auf Zureden ihres Abts wieder eingeführte alte Vorschriften bey. Es konnte freilich nicht fehlen, daß Liebe und Einigkeit dabey litten. Auf der einen Seite beschwerte sich der Prior, daß der Subprior, unter dem Vorwande von Ordnungsliebe, sein Ansehen und Vertrauen bey den Mönchen schmälere; auf der andern Seite behauptete der Subprior, es sey seine Pflicht, sich der Erschlaffung, die man einzuführen suche, zu widersetzen. Habe der Prior von der Liebe und dem Vertrauen der Mönche etwas verloren, so müsse er sich dieß selbst zuschreiben.

Der Streit ging so weit, daß der Abt von Prieres davon Kenntniß nehmen mußte. Vergebens gab er sich Mühe, die Einigkeit herzustellen, und dem Prior die Achtung wieder zu verschaffen, um die er sich durch seinen wenigen Eifer gebracht hatte. Er sah sich daher genöthiget, ihn von dort weg nach einem andern Kloster zu versetzen, und bis zu des Abts Rancé Rückkehr, la Trappe der Leitung des Subpriors zu überlassen

Von allen diesen Vorfällen erhielt Rancé durch den Abt von Prieres, den Subprior und die Mönche, zu Rom Nachricht. Bey dieser Gelegenheit gab er einen Beweis, daß er Liebe und Demuth, ohne die es keine wahre Tugend geben kann, höher achte, als alle äußerliche Bußübungen. Zwar schätzte er den Eifer, den die Mönche bey dieser Gelegenheit gezeigt hatten, aber doch fürchtete er, sie möchten vielleicht dabey die Liebe, diese Seele aller christlichen Gesellschaften, verletzt, und die zum Klosterstande wesentlich erforderliche Demuth vielleicht etwas dadurch gelitten haben. In diesem Sinne antwortete er den Mönchen unterm 20sten August 1665. Er ermahnt sie zugleich in diesem Schreiben, mit den äußerlichen Uebungen, das wahre innerliche geistliche Leben zu verbinden, und stellt ihnen Christum zum Muster dar, der so lange als er auf Erden gewandelt, beides mit einander vereiniget habe.

Doch wir kehren zu den Angelegenheiten in Rom zurück. Der Cardinal Retz sagte zu dem Abt Rancé: Er wisse weiter kein Mittel mehr, als das einzige, daß Rancé um eine Audienz beym Pabst nachsuchen möchte, um ihm unmit-

telbar die Gefahr vorzustellen, worin die stricte Observanz schwebe, und ihn um seinen Schutz zu bitten. War Rancé gleich überzeugt, daß es äußerst schwierig sey, eine Privataudienz zu erhalten, so setzte er doch dieserhalb alle seine Freunde in Bewegung, allein alle seine Bemühungen waren vergeblich. Er bekam die vorige Antwort, daß der Pabst keine Audienzen mehr gebe, und er sich an die niedergesetzte Congregation wenden müsse.

Indessen entstand zu Rom das Gerücht, die Sache werde nun entschieden werden, und zwar zum Vortheil des Abts von Cisteaux. Dieß vermogte den Cardinal von Retz, nochmals um eine Audienz beym Pabste nachzusuchen, und er erhielt sie. Da er leicht denken konnte, daß diese die letzte in der betreffenden Angelegenheit seyn würde, so sagte er auch alles, was er nur zum Besten der stricten Observanz aufbringen konnte, und überreichte zugleich ein neues Schreiben von der Königin-Mutter. Der Pabst erwiederte: daß er aus Achtung für Ihre Majestät eine Congregation ernannt habe, bey der die Sache würde untersucht, und alles reiflich erwogen werden. Mehr könne man von ihm billiger Weise nicht

verlangen. Diese oberflächliche Antwort, aus der sich weder für noch wider die stricte Observanz das geringste schließen ließ, veranlaßte den Cardinal, in den Pabst zu dringen, seine eigene Gesinnung zu äußern. Endlich entfuhren ihm die Worte: Die Königin könne nicht lange mehr leben; wenn sie tod sey, so würde alles das, was er etwa zum Besten der stricten Observanz in Frankreich hätte thun können, wieder umgestoßen werden. Der Cardinal erwiederte: Aber der König und das Parlament stürben nicht, und diese würden gewiß das aufrecht erhalten, was er zu Gunsten einer Observanz, von der alle rechtschaffene Leute erbauet wären, fest zu setzen geruhen möchte. Darauf antwortete der Pabst nichts, sondern ließ sich merken, daß ihm diese Unterredung zuwider sey, daher der Cardinal sich beurlaubte.

Einige Tage darauf vernahm man, daß die Sache abgeurthelt sey, das Urtheil selbst wurde aber so geheim gehalten, daß man in langer Zeit nichts davon erfahren konnte. Endlich erfuhr der Cardinal von Retz im allgemeinen so viel, daß es für die strenge Observanz nicht günstig ausgefallen sey, und der Abt von Cisteaux alles, warum er gebeten, erhalten habe.

Rancé hatte vom Abt von Prieres die Erlaubniß bekommen, so bald er es für gut finde, nach Frankreich zurück zu kehren, und ersterer äußerte daher gegen den Cardinal, so bald er diesen Ausgang der Sache erfuhr, daß er gesonnen sey, sogleich abzureisen. Gern hätte ihn dieser noch länger bey sich behalten, da ihn aber der Zwang dauerte, in dem er zu Rom lebte, so willigte er in die Rückreise, und bewirkte ihm beym Pabste eine Abschieds-Audienz, die auch zugestanden wurde, allein unter der Bedingung, der Reform gar nicht zu erwähnen. Rancé bat sich für sich und das ihm anvertrauete Kloster des Pabstes Befehle und Segen aus. Den letztern gab ihm der Pabst mit Bezeigung seiner Achtung und Güte, sprach auch mit ihm von verschiedenen Dingen, aber kein Wort von der Reform. Rancé machte mehr als einen Versuch, ihn darauf zu führen, allein der Pabst wich immer aus. So mußte der Abt denn Abschied nehmen, ohne daß es ihm vergönnt war, ein einziges Wort über die Angelegenheit sagen zu dürfen, die ihm am meisten am Herzen lag; und doch wäre es so höchst nöthig gewesen, den übrigens gut gesinnten Pabst genau davon zu unterrichten.

Bey den Abschieds-Besuchen, die der Abt den Cardinälen gab, empfahlen sie ihm alle Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen den h. Stuhl. Daraus schloß er, daß man die Absicht habe, beide auf die Probe zu stellen, und daß die gefällte Sentenz der stricten Observanz nicht vortheilhaft sey. Einer der Cardinäle setzte hinzu: Fasten sey an sich eine heilsame Sache; aber so bald es der h. Stuhl verboten habe, werde es etwas Böses.

Die letzte Unterhaltung mit dem Pater Bona war rührend und offenherzig. Dieser trefliche Geistliche bezeigte ihm seinen Schmerz über die üble Wendung, die die Angelegenheit der stricten Observanz genommen hatte, und daß auf seine bey dem entworfenen Breve zu Gunsten ihrer gemachte Bemerkungen, gar keine Rücksicht genommen worden war. Auch er war der Meinung, die Disputation in Frankreich, und die dem Nuntius übergebene Schriften, haben alles verdorben. Rancé antwortete: Aus Gottes Hand müsse man den guten und den schlimmen Erfolg mit gleicher Ergebung annehmen. Indessen werde er nunmehr seine ganze Sorge auf sein Kloster wenden, und sich bemühen, alle Bußübun-

gen, die in der ersten Periode des Cistercienserordens üblich gewesen wären, darin wieder herzustellen. Hierzu erbitte er sich des P. Bona Fürbitte bey Gott, und seine Verwendung beym h. Stuhl. Dieß versprach Bona, mit Versicherung ewiger Freundschaft.

Ehe wir des Abts zweiter Rückreise nach Frankreich gedenken, müssen wir noch einige Züge aus seinem Privatleben auf Reisen und während seines Aufenthalts in Rom, nachholen. Auf dem Hin- und Rückwege seiner beiden Reisen nach Italien, ging er oft zu Fuß, so sauer es ihm auch wurde, und selbst unterweges beobachtete er alle Entbehrungen und Fasten seiner Ordensregel, ohne von der Dispensation des Abts von Prieres jemals Gebrauch zu machen. Täglich las er Messe, und auch in den gleichgültigsten Dingen übte er die größte Strenge gegen sich selbst aus. Er sagte: Wenn gleich der Genuß oder Gebrauch von vielen Dingen an sich gleichgültig ist, so darf es doch einem Menschen, der sich für sein ganzes Leben der Buße gewidmet hat, nicht gleichgültig seyn, sie sich zu versagen.

Diese Gleichgültigkeit war auch die Ursache, daß er in Italien und in Rom nichts von den

Merkwürdigkeiten und den stolzen Trümmern alter römischer Pracht sah, die so viele Fremde dahin ziehen. So viel es der Wohlstand nur irgend gestattete, suchte er alle Ehrenbezeigungen zu vermeiden. Um in seiner Andacht nicht gestört zu werden, vermied er die Kirchen, worin Musik aufgeführt wurde, oder eine von den in Rom so gewöhnlichen pomphaften Ceremonien statt fand. Er suchte nur solche Kirchen auf, die einsam lagen, wo Dunkel und Schweigen herrschte, und die bloß wegen der Reliquien der Märtyrer, die durch Vergießung ihres Bluts sie geheiliget hatten, merkwürdig waren. Hier brachte er, wie man aus einem seiner Briefe ersieht, alle die Zeit zu, die er von seinen Geschäften abmüßigen konnte.

Auf seinen Reisen trug er niemals Handschuhe, ob es gleich oft sehr kalt war; bloß deshalb, weil die ersten Statuten deren Gebrauch untersagten. Die Hitze mogte zu Rom noch so groß seyn, dem ohnerachtet ging er immer in grobes, schweres Tuch gekleidet. Bey dem allem war er im Umgange sanft, und seine Unterhaltung ungezwungen, gerade als hätte er gar nichts zu dulden gehabt. Nie sah man an ihm eine

Miene, die Verdruß und Misfallen verrathen, oder zurückgestoßen hätte; nie handelte er nach Laune. Strenge nur gegen sich selbst, bezeigte er andern immer Achtung und Schonung. Sein Gesicht, wie alle seine Manieren, verriethen den Frieden seines Herzens, und die Ruhe seiner Seele, die schon in diesem Leben der Lohn wahrer Tugend sind.

Sowohl auf der Reise, als in Rom, trank er bloß Wasser, und aß nichts als Gemüse und Brod, höchstens einen schlecht zubereiteten Brey. Die mehrste Zeit betrug seine tägliche Ausgabe nicht über zwey Sols. Als der Abt dû Val-Richer sich vergeblich Mühe gegeben hatte, Rancé von dieser strengen Lebensart abzubringen, schrieb er deshalb an den Generalvikar, und bat diesen, Rancé so bestimmte Vorschriften zu ertheilen, daß dieser nicht umhin könne, zu gehorchen. Rancé empfing hierauf folgendes Schreiben.

„Ich beschwöre Sie, für Ihre Gesundheit zu sorgen, nicht aber Ihrem Eifer in Kasteiung des Leibes zu folgen. Ich bitte, glauben Sie mir, daß die Buße, die Gott jezt von Ihnen fordert, nicht in Enthaltung von Nahrung und Schlaf besteht, sondern in der Sorgfalt und

Mühe des Betriebs und Fortganges der Ihnen aufgetragenen Geschäfte, und hierzu bedürfen Sie Nahrung und Ruhe. Erinnern Sie sich gefälligst, daß Sie in dieser Rücksicht der Leitung des Abts dû Val-Richer übergeben sind, und dieser übergebe ich Sie hiermit von neuem. Ich bin überzeugt, daß Sie etwas, Gott angenehmeres, thun, wenn Sie sich dem unterwerfen, als wenn Sie den Eingebungen Ihres Enthusiasmus folgen. Sie werden zu Rom oft Arbeit genug haben, um durch diese eben so gut, als durch die Beschwerden der Reise, des Fastens überhoben zu werden. Erhalten Sie denn Ihre Kräfte für den Dienst Gottes."

Rancé befand sich in keiner geringen Verlegenheit, wie er seinen Bußeifer mit dem, dem Generalvikar schuldigen, Gehorsam in Einklang bringen solle. Man weiß nicht, wie er dieß bewirkt habe, wohl aber, daß er während seines ganzen Aufenthalts in Rom diese Lebensart nicht änderte.

Von allen den Seltenheiten, die er von angesehenen Personen geschenkt bekam, behielt er nichts, als die Reliquien von einigen Märtyrern, die er vom Bischof von Porphir, der Sakristan

Pabst Alexanders VII. war, bekommen hatte. Diese nahm er mit nach Frankreich, und mit Erlaubniß des Diöcesan-Bischofs ließ er sie an hohen Festtagen auf dem Hochaltare seines Klosters ausstellen.

An solchen hohen Festen vermied er allen Umgang, um sie ganz im Gebet und Schweigen zuzubringen. Das erste Weihnachtsfest während seines Aufenthalts in Rom, wollte er in einem dort befindlichen Kloster seines Ordens feiern, und von dem Abt desselben dazu die Erlaubniß erbitten. Als er ins Kloster kam, traf er einen alten Mönch an, der, so bald er hörte, daß Rancé ein Franzose sey, ihn sehr höflich fragte, was zu seinen Diensten stehe. Rancé sagte ihm, er wünschte dem Superior aufzuwarten, um ihn zu ersuchen, daß er ihm erlauben möchte, sich sieben oder acht Tage bey den Mönchen aufzuhalten. Der gutmüthige Greis, der offenherziger war, als es die Italiener gewöhnlich zu seyn pflegen, sagte zu ihm: Er könne ihm zu dieser Bitte nicht rathen; wahrscheinlich werde man sie ihm zwar nicht abschlagen, aber sie dürfte seiner Erwartung wohl nicht entsprechen. Sie sind ein Franzose, setzte er hinzu, und Sie würden sich

nicht leicht in unsre Lebensart schicken lernen, welches Sie und auch uns nur verlegen machen würde. Die Franzosen sind in Befolgung ihrer Ordensregel gar zu peinlich, und sie nehmen zu leicht ein Aergerniß daran, wenn sie sehen, daß man nicht alles mit der äußersten Genauigkeit thut; daher halten sie das mit Abscheu für eine entsetzliche Verwilderung, was wir als Kleinigkeiten ansehen. Ich will Ihnen ein Beyspiel davon anführen. Während wir essen, wird bey uns niemals etwas vorgelesen; jeder unterhält sich, so lange wir bey Tische sind, nach seinem Gefallen. Ist das Essen vorbey, so kommen die Karten auf den Tisch; wer Lust hat, der spielt; die übrigen suchen sich auf andere Art die Zeit zu vertreiben. Ich glaube, wenn Sie so etwas mit ansähen, daß es Ihnen sehr mißfallen würde, und deßwegen habe ich Sie davon benachrichtigen wollen, um ihre Maaßregeln darnach zu nehmen.

Rancé machte, daß er so schnell als möglich aus einem Kloster kam, worin eine solche Unordnung herrschte. Er suchte nun weiter keinen Zufluchtsort in Rom, sondern verbarg sich in seiner eigenen Wohnung.

Am 25sten März 1666 verließ er Rom, und kam am 30sten April in Paris an. Hier legte er dem Abte von Prieres und den übrigen Superioren von der strengen Observanz, Rechenschaft von seiner Sendung ab, und ging dann nach la Trappe, wo er am zehnten May anlangte. Er fand den Klosterkonvent durch einige neue Glieder vermehrt, die während seiner Abwesenheit Profeß gethan hatten, und aufgenommen worden waren. Jezt dachte er an weiter nichts, als in seinem Kloster die Reform einzuführen, die er für den ganzen Cistercienserorden zu bewirken sich vergeblich bemühet hatte. Seine Ideen gingen noch weiter; denn der Bußeifer, von dem er durchdrungen war, gab ihm den Plan ein, alle alte Gebräuche von Cisteaux wieder herzustellen, obgleich selbst die, welche die strenge Observanz gegründet hatten, der Meinung gewesen waren, daß menschliche Schwachheit so weit nicht reiche. Unter diesen alten Gebräuchen waren indessen manche, die sich mit dem jetzigen Zeitalter nicht gut vertrugen, und die, statt zu erbauen, gerade die entgegen gesetzte Wirkung hätten hervor bringen können. Rancé hielt also dafür, er müsse die beabsichtigte Reform

auf folgende Punkte beschränken: Beobachtung der Klosterregel, Armuth, einfache Lebensart, Disciplin, Kasteiung, Fasten, kurzen Schlaf, hartes Lager, Handarbeit, Stillschweigen, bloße Füße, und einige bestimmte Fasttage bey Wasser und Brod.

Er entwarf nun hiernach die Verordnungen, die er zum Grunde legen wollte, und unterwarf darin den jedesmaligen Abt des Klosters eben den Vorschriften, die den Mönchen gegeben wurden, setzte auch fest, daß solcher das Kloster nie verlassen solle, als bloß, um den General-Versammlungen beyzuwohnen. Wirklich hat er selbst nie einen auswärtigen Besuch gegeben, den einzigen ausgenommen, welchen er dem Diöcesanbischof abzustatten für Pflicht hielt. Täglich hielt er wenigstens eine halbe Stunde lang Kapitel, worin er seine Brüder ermahnte, unterrichtete, aufmunterte und strafte. Die Bußen, die er auflegte, waren immer den Umständen und Personen angemessen, und zweckten dahin ab, Reue und Demuth bey ihnen zu erwecken.

Mehr auf den Rath Anderer, als aus eigener Ansicht, hatte er vor seiner Reise nach Rom, theologische Lectionen im Kloster angeordnet, die

auch noch einige Zeit nach seiner Rückkehr fort dauerten. Allein, da er bemerkte, daß unter seine Brüder, so sehr er sich auch bemühte, dieß zu verhindern, sich Verdrüßlichkeit, Kaltsinn und Zerstreuung einschlichen, und daß der Geist der Zerknirschung dadurch verloren gehe, so glaubte er nichts besseres thun zu können, als alles förmliche theologische Studium aus seinem Kloster zu verbannen. Diese Anordnung fand indessen in der Folge vielen Widerspruch, wiewohl Rancé versichert, daß seine Mönche religiöser geworden wären.

Um seine strenge Disciplin einzuführen, mußte er Mittel anwenden, die der menschlichen Natur am mehrsten zuwider sind. Dennoch gewann er, ohne von seiner Strenge etwas nachzulassen, die Herzen seiner Brüder so sehr, daß sie alle ihn zum Beichtvater erwählten, ob er gleich mehrere Beichtiger angestellt hatte. Alle waren mit ihm ein Herz und eine Seele; für ihn empfanden sie die höchste Verehrung, so wie die zärtlichste Liebe. Aber er bemühete sich auch, der Regel des h. Benedicts gemäß, daß man ihn mehr lieben als fürchten möchte. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, sich zu jeder Zeit sprechen zu lassen;

sen; jeden mit einem heitern, freundlichen Gesichte zu empfangen, und dadurch zu erkennen zu geben, daß man ihm nicht zur Last sey, sondern, daß er den Besuch seiner Brüder gern sehe. Derer, welche die mehrsten Fehler an sich hatten, und die ihm daher weniger lieb waren, nahm er sich vorzüglich an, weil sie seiner am meisten bedurften. Zuweilen besuchte er diejenigen von selbst, die lange nicht bey ihm gewesen waren.

Er wußte, daß die Superioren sich selten um die Bedürfnisse ihrer Mönche bekümmern, und manche sie, z. B. an den nöthigen Kleidungsstücken, Mangel leiden lassen; daher machte er es sich zum Gesetz für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen. Diese Vorsorge ging so weit, daß er sich um alle einzelne Theile des Haushalts selbst bekümmerte, ob er gleich die Aufsicht darüber sorgfältigen, und redlichen Mönchen aufgetragen hatte. Seine größte Aufmerksamkeit wendete er auf das Krankenhaus; es verging kein Tag, ohne daß er alle Kranke besuchte. Er wußte zwar, daß bey einigen seiner Mönche die Selbstüberwindung so weit ging, aller seiner Vorsorge entbehren zu können, und dieß mit Ruhe, ja mit Freude, zu

ertragen; allein, da es nicht jeder so weit bringen kann, so durfte er die allgemeine Vorsorge um so weniger unterlassen, da durch sie die Schwachen gestärkt, und keinem von denen, welche es zu einer höheren Vollkommenheit gebracht hatten, geschadet wurde.

In manchen Klöstern sieht man einen Kranken scheell an, den eine langwierige Krankheit außer Stand setzt, seinen Dienst zu verrichten, und der dadurch dem Superior und seinen Brüdern lästig wird, daher man ihn die lange Dauer seiner Untauglichkeit bey jeder Gelegenheit empfinden läßt, gleichsam als wenn sie eine Folge seiner Nachläßigkeit, oder nur eine Schulkrankheit wäre. Rancé machte es deßhalb zu einem Grundsatze, die Ursache der Krankheiten selbst zu untersuchen. Wenn die Kranken nach ihrer eigenen Angabe sich über innere Schmerzen beklagten, wovon man äußerlich keine Merkmale gewahr wurde, so stellte er ihnen vor, daß sie sich versündigen würden, wenn sie eine Krankheit bloß vorgäben; glaubte ihnen aber doch auf ihr Wort, und bewilligte ihnen gern die etwa nöthigen Dispensationen und Erleichterungen.

Rancé hielt sich überzeugt, daß ein Mönch, der zu schwach sey, eine strenge Lebensart zu ertragen, Gott durch seines Herzens Gesinnung dennoch gefallen könne, wenn er durch den Zuspruch seiner Superioren gestärkt wird; daß er aber, wenn es ihm an diesem Troste fehlt, über die Art wie man ihn behandelt, leicht ergrimmt, und er endlich in Trübsinn versinkt. Daher nahm er sich solcher Schwachen besonders an, und hielt darauf, daß es auch ihre Superioren thaten.

Um allen Umgang der Mönche mit einander, der Absicht der Ordensregel gemäß, ganz abzuschaffen, übernahm er selbst, so viel es ihm möglich war, die Sorge für alles, was sie bedurften. Er setzte daher fest, daß man ihn überall, selbst in der Kirche, von allem benachrichtigen solle, ohne zu besorgen ihm lästig zu werden, damit er das Nöthige anordnen könne. Dieß hatte die Folge, daß jeder, der Regel gemäß, in Unterwürfigkeit erhalten wurde, und daß die Mönche, die ihnen nöthige Unterstützung gleich auf der Stelle erhielten.

Es hatte sich seit langer Zeit die Gewohnheit eingeschlichen, daß die mehrsten Superioren,

zuweilen selbst einige Mönche, einen Bedienten hatten. Rancé glaubte, dieß schicke sich um so weniger für einen Nachfolger Jesu Christi, da dieser sagt, er sey gekommen, um andern zu dienen, und nicht, um bedient zu werden. Er kehrte also seine Zelle selbst aus, und that alles das selbst, was sonst ein Bedienter zu thun pflegt. Aus dem nämlichen Grunde untersagte er sich alles, was irgend einer Auszeichnung ähnlich sah; alles war zwischen ihm und den Mönchen gemeinschaftlich, und jeder Enzelne machte von dem nach Gefallen Gebrauch, was eigentlich für ihn bestimmt war. Aus der Klosterkirche hatte er alles Silbergeräth, so wie alle kostbare Zieraten, womit die Mönche ihre Kirchen zu schmücken pflegen, verbannt, und jene nach dem Muster aller Einfachheit eingerichtet; jedoch zum Gebrauch der Bischöfe und andrer vornehmen Geistlichen einige bessere Kelche und Ornamente aufgehoben, derer er sich aber niemals bediente. Er gab selbst nicht zu, daß man für ihn neue Kleidung machen ließ, ob er gleich sehr dafür besorgt war, daß seine Brüder, wenn sie dergleichen nöthig hatten, sie erhielten. Schon oben haben wir bemerkt, daß er zu seinen Reisen das wohl-

feilste Fuhrwerk wählte. Selbst zu Paris sah man ihn auf einen Karren ankommen, dessen Fuhrmann ein Bauer war. Mit den benachbarten Edelleuten suchte er ein gutes Vernehmen zu unterhalten, und alles zu vermeiden, was sie dem Kloster oder seiner Person abgeneigt machen könnte. Im Anfange suchte man ihn zwar gegen sie einzunehmen, und ihn dahin zu vermögen, daß er ihnen zu erkennen geben möchte, daß wenn sie etwa zum Nachtheile des Klosters etwas unternehmen sollten, sie im voraus darauf rechnen könnten, ihren Mann an ihm zu finden. Er kam dem Adel in der Nachbarschaft mit allen Zeichen von Achtung und Ehrerbietung zuvor, gab ihm auch zu verstehen, er habe noch einige Freunde weltlichen Standes, und bey jeder Gelegenheit, wo er durch diese nützlich werden könne, sey er stets bereit, sich bey ihnen für den Adel zu verwenden. Er gestattete den Edelleuten sogar die Jagd im Gehege des Klosters, und bat sie nur, nicht in der Nähe des Klosters zu jagen, und auf den benachbarten Lachen nicht nach Enten zu schießen. Durch dieses Betragen gewann er die Freundschaft jedes Einzelnen, und jeder hütete sich, irgend et-

was vorzunehmen, das ihm unangenehm hätte seyn können.

Ein kurzer Auszug aus seinen für das Kloster entworfenen Verordnungen wird hinreichend seyn, den Character seiner Reform darzustellen. Vor allen Dingen ward der Genuß von Eiern und Fischen untersagt, und bloß Gemüse, Kräuter, Wurzeln und Milch erlaubt. Kranken wurde der Gebrauch von Eiern, Fische hingegen in keinem Falle verstattet. An Fasttagen wurde kein anderes Gewürz, als bloß Salz, an die im Wasser gekochten Speisen gethan. An andern Tagen durfte ein wenig Milch dazu genommen werden. Statt weißen Brodtes mußten sich die Mönche mit schwarzem begnügen, von Mehl gebacken, wovon die Kleie nicht abgesondert worden war. Statt Weins, trank man Cider oder Bier, wovon jeder Mönch täglich einen Pariser Schoppen bekam. An den Fasttagen, die durch die Klosterregel vorgeschrieben waren, bestand das Abendessen bloß in drey Unzen Brod, an Fasttagen der Kirche, nur in zwey Unzen. Weder Festtage, noch andre Vorfälle, änderten in diesen Bestimmungen etwas ab, so daß nie ein Zusatz an Nahrungsmitteln statt fand.

Trotz diesem fast beständigen Fasten hatte Rancé dennoch schon vor seiner Reise nach Rom, eine tägliche beschwerliche Arbeit von drey Stunden eingeführt, die er später noch angreifender machte.

Die Gastfreiheit, welche die Regel des h. Benedicts empfiehlt, stimmte mit des Abts Rancé eigener Neigung so sehr überein, daß auch er sie dringend empfahl. Indessen glaubte er, es bedürfe zu ihrer Ausübung nicht gerade zu ausgesuchter Speisen, und einer zu künstlichen Zubereitung. Er ließ also den Gästen eben die Kost reichen, welche die Mönche bekamen, nur etwas besser zubereitet, und außerdem Eier und Früchte. Das Getränk war das nämliche. Große Reinlichkeit und liebreiche Begegnung ersetzten das übrige. Rancé hielt so streng auf die für Fremde bestimmte, mäßige Bewirthung, daß selbst bey Besuchen von königlichen Personen nicht davon abgegangen wurde, und sie ließen sich dieß auch gefallen.

Den Gebrauch von Linnen schaffte er gänzlich ab, so daß man sich dessen selbst im Krankenhause bey den schwersten Krankheiten nicht

bedlente, so wie auch die Federbetten und Matratzen daraus verbannt, und nur undurchnähete Strohsäcke eingeführt waren.

Rancé war der Meinung, je weniger Verkehr die Mönche mit einander hätten, desto leichter würde er sie der Vollkommenheit näher bringen können. Aus diesem Grunde ließ er sie auf jede Erholung Verzicht leisten. Es fanden also keine gemeinschaftlichen Spatziergänge statt, und die Zusammenkünfte, die sonst täglich gehalten wurden, beschränkte er wöchentlich auf drey, später sogar auf Eine, die am Sonntage war. Anfangs unterhielt man sich darin von allerley nützlichen Dingen, nachher aber brachte er es dahin, daß bloß nur noch von religiösen Gegenständen, von Buße und innerm Leben die Rede war. Alle theologische Fragen waren daraus verbannt.

Die aus grobem Zeuge bestehende Kleidung wurde nicht mehr so lang und weit gemacht, als sonst, und das Chorkleid durfte, die Stunden der Handarbeit ausgenommen, weder unter dem Vorwande großer Hitze, noch aus sonst einer anderen Ursache, jemals abgelegt werden. Selbst bey der größten Kälte durfte man sich

nur selten am Feuer wärmen, und niemals im Sitzen.

Man sieht, Rancé's Dichten und Trachten ging dahin, seine Mönche Hunger und Durst, Wachen, Hitze und Frost, harte Arbeit und schmerzhafte Krankheiten, kurz alle Beschwerden des Lebens, selbst den Tod, nicht bloß mit Geduld, sondern mit Freude, ertragen zu lehren. Aber zu gleicher Zeit suchte er ihnen Sinn für Bescheidenheit, Demuth, Frömmigkeit, Armuth, anhaltendes Gebet, Selbstverläugnung und unbegrenzte Menschenliebe beyzubringen. Diese Zwekke hat er auch endlich in la Trappe erreicht.

Sein erster Entwurf war indessen nur ein Versuch, die Reform nach und nach einzuführen, die er eigentlich im Sinne hatte. Da er hierzu die Autorität, welche seine Stelle ihm gab, nicht benutzen wollte, so begnügte er sich damit, seinen Brüdern selbst das Beyspiel zu geben, und sie zur Nachfolge zu ermahnen; doch glaubte er, daß er ihnen nicht gleich Anfangs ein ganz so strenges Leben vorschlagen dürfe, als hernach wirklich statt fand. Er ging Schritt vor Schritt, und leitete seine Mönche von Stufe zu Stufe. Aber den mehrsten von ihnen fehlte es an Kräf-

ten oder an Muth; sie konnten oder wollten sich keinen Kasteiungen unterwerfen, an die sie während ihres Noviziats nicht waren gewöhnt worden.

Zwar hatten sie ihr Gelübd auf die Regel des h. Benedicts abgelegt, und so hätte Rancé deren Beobachtung von ihnen fordern können; dieß fand er aber nicht rathsam, da er dafür hielt, daß eine unfreiwillige Buße weder verdienstlich, noch von langer Dauer seyn könne. Er tröstete sich mit der Aussicht, nach und nach durch Novizen, die er selbst für sein System zu bilden gedachte, den alten Geist des Cistercienserordens seinem Kloster einzuhauchen. Allein das sich verbreitete Gerücht von der in la Trappe begonnenen harten Lebensart, schreckte diejenigen ab, welche hinein zu treten Willens gewesen waren.

In dieser Verlegenheit wendete er sich an den Abt von Prieres, und bat ihn um einige Mönche von der strengen Observanz, die Eifer genug besäßen, seine gute Absicht zu befördern, und erbot sich, sie gegen eine gleiche Anzahl von seinen Geistlichen umzutauschen, die seine Reform nicht ertragen konnten, oder nicht wollten.

Aber da man schon erfahren hatte, daß Rancé damit umgehe, alle alten Gebräuche der ersten Cistercienser wieder einzuführen, wogegen jedermann einen Widerwillen hegte, so fand sich auch nicht Einer, der Lust gehabt hätte, nach la Trappe zu gehen. Der Abt von Prieres meldete ihm dieses, mit der Aeußerung, er könne Niemand dazu zwingen, weil Rancé's Strenge über die Verbindlichkeit hinaus gehe, die ihre Regel vorschreibe, und Rancé selbst verlange ja nicht, daß der Abt ihm welche zuschicken solle, die mit Widerwillen Folge leisten würden.

So mußte sich denn Rancé darauf beschränken, vorerst in seinem Kloster nur solche Bußübungen in Gang zu bringen, wie sie die Schwäche seiner Brüder ertragen konnte. Doch auch jezt schon hielt man la Trappe für das Muster aller Klöster von der strengen Observanz.

Als Rancé diesen Anfang seiner Reform zu Stande gebracht hatte, (1666) kam das Breve, dessen vorhin schon oft gedacht worden, aus Rom in Frankreich an. Es ward an den Nuntius geschickt, um seine Vollziehung zu bewirken. Es war vom 19ten April 1666 datirt, und vom Pabst Alexander VII. unterzeichnet.

Die Umstände waren gerade damals der Sache so günstig als möglich. Der Tod der Königin-Mutter hatte der strengen Observanz ihre vornehmste Stütze geraubt, der Abt von Cisteaux sich die Gunst des Kanzlers Seguier erworben, so daß er hoffen konnte, die Vollziehung werde entweder gar keine Schwierigkeiten finden, oder diese sich wenigstens leicht überwinden lassen. Dieß versicherte er auch dem Nuntius, wodurch dieser bewogen wurde, Nahmens des Pabsts dem Könige das Breve zu überreichen, mit der Bitte, es vollziehen zu lassen. Der König ernannte sogleich eine Commission, es zu prüfen; an ihrer Spitze stand der Kanzler Seguier, und um so weniger zweifelte der Abt, daß das Gutachten vortheilhaft ausfallen, oder doch der Kanzler Einfluß genug haben würde, seine Absicht durchzusetzen.

Die Patres von der stricten Observanz verschafften sich eine Abschrift von dem Breve, und fanden es der Reform so nachtheilig, daß sie sich für verbunden hielten, dem Könige die nach ihrer Meinung darin enthaltenen Irrthümer anzuzeigen, und die Inconvenienzen vorzustellen, die aus dessen Annahme entstehen würden.

Sobald der Kanzler diese Absicht erfuhr, ließ er die Commissarien zusammen kommen, und den Abt von Prieres ersuchen, sich bey der Conferenz mit einzufinden. Der Kanzler forderte ihn auf, alles das, was er gegen das Breve einzuwenden habe, der Versammlung anzuzeigen. Wenn gleich der Abt wußte, wie wenig der Kanzler ihm geneigt war, und daß seine Aufforderung keinen andern Zweck habe, als den guten Erfolg der Gegenvorstellung zu verhindern, so hielt er dennoch in keinem Stücke zurück, sondern behauptete: das Breve sey voller Widersprüche, und enthalte dunkle Stellen; sey daher mehr geeignet, neue Zwistigkeiten und neue Processe im Orden zu veranlassen, als die alten beyzulegen. Es laufe der Regel des h. Benedicts und den alten Statuten entgegen; hebe, ohne Sachkenntniß, mehrere Sentenzen der apostolischen Commissarien auf, so wie die Beschlüsse der Regierung und des Parlaments. Wenn es gleich den Nahmen des Pabstes trage, so habe er doch von dieser Angelegenheit keine rechte Kenntniß, seiner Krankheit wegen, erhalten können, welche verhindert hätte, mit ihm von Geschäften zu sprechen. Kurz, das Breve sey dem in Frank-

reich bestehenden Herkommen, dem Tridentinischen Concilium und der klösterlichen Disciplin entgegen.

Allen diesen Behauptungen fügte der Abt von Prieres Beweise bey, und daher machten sie auf die Commissarien starken Eindruck. Demohnerachtet brachte es der Kanzler dahin, daß der König befahl, daß das Breve registrirt und vollzogen werden solle.

Zu Annahme des Breve berief der Abt von Cisteaux ein Generalkapitel, das im May des folgenden Jahrs (1667) gehalten werden sollte. Die gedruckten Ausschreiben wurden auch den Aebten von der strengen Observanz insinuirt. Einige von diesen, so wie auch der Abt von Prieres, waren Anfangs Willens, sich bey dem Generalkapitel nicht einzufinden, um keine Streitigkeiten zu veranlassen, und um nicht durch ihre Gegenwart das, was man wahrscheinlich gegen die strenge Observanz beschließen würde, zu autorisiren. Rancé war aber entgegen gesetzter Meinung. Er stellte ihnen vor, daß sie durch ihre Theilnahme wenigstens den völligen Umsturz der stricten Observanz verhüten könnten, wenn sie, wie ihnen das Breve das Recht dazu gebe,

geschickte Definitoren *) auswählten. Man werde es auf keinen Fall wagen, in ihrer Gegenwart so viel gegen die stricte Observanz zu unternehmen, als in ihrer Abwesenheit, die man überdieß für völligen Ungehorsam gegen den Pabst und den König erklären würde. Was man ihnen schon zu Rom gesagt habe: daß Ehrgeiz allein ihre Triebfeder sey, daß sie nun, da sie ihre Zwecke nicht hätten erreichen können, eine Corporation für sich allein ausmachen wollten, und dadurch eine nie wieder gut zu machende Spaltung im Orden veranlassen: eben dieses würde man jezt von ihnen sagen. Rancé wünsche daher, daß die größte mögliche Anzahl Aebte von der stricten Observanz sich zu dem Generalkapitel verfügen möchte.

Dieser Gründe ohnerachtet, konnte sich der Abt von Prieres nicht dazu entschließen. Indessen bat er den Oberpräsidenten von Lamoignon, dessen gute Gesinnung gegen die stricte Observanz ihm bekannt war, um seine Meinung, und diese ging dahin: daß es unter den jetzigen

---

*) Définiteur, ist ein Beystand oder Rathgeber des Generals oder Provincials in einigen Mönchsorden.

Umständen der größte Fehler seyn würde, wenn man an dem Generalkapitel keinen Theil nähme. Den Gründen des Abts Rancé fügte er noch andre hinzu, und so brachte er den Abt von Prieres nebst den übrigen Aebten der stricten Observanz zu dem Entschlusse, sich bey dem Generalkapitel einzufinden; sie begaben sich daher sämtlich nach Cisteaux.

Nachdem das Generalkapitel durch Ernennung der Definitoren und andrer für diese Versammlung erforderlichen Officianten formirt war, ließ der Abt von Cisteaux das päbstliche Breve verlesen. Dann knieete er nieder und erklärte, daß er es annehme; mehrere Aebte thaten das nämliche, mit der Versicherung, es nach allen ihren Kräften zur Vollziehung zu bringen.

Sobald der Abt von Cisteaux wieder aufgestanden war, äußerte Rancé gegen die Versammlung, daß er über das verlesene Breve mehrere Bemerkungen zu machen habe. Außer den schon oben angeführten, setzte er noch die Versicherung hinzu, daß das Breve nicht einmal in der Congregation der vom Pabste ernannten Cardinäle und Prälaten abgefaßt worden sey. Er protestire daher gegen dessen Annahme, und werde sich

deshalb an Se. Heiligkeit wenden, wenn der König ihm hierzu die Erlaubniß ertheilen wolle. Er bat, über diese seine Protestation eine Bescheinigung ausfertigen, und sie in das Protocoll aufnehmen zu lassen.

Um zu verhüten, daß sich nicht noch andre Aebte von der stricten Observanz mit Rancé vereinigen möchten, warf sich der Abt von Cisteaux in die Brust, und sagte mit wegwerfendem Tone: Er müsse sich sehr wundern, daß Rancé, der im Orden noch ein Neuling sey, sich eine Freiheit heraus nähme, die noch Niemand gewagt hätte; er möchte sich hübsch nach seinen Senioren richten, und nicht das Beyspiel einer Rebellion gegen den h. Stuhl geben.

Rancé antwortete mit bescheidener Festigkeit: Es sey wahr, daß er im Orden noch jung sey; aber er sey als Doctor der Sorbonne alt genug geworden, um seine Meinung über einen Gegenstand zu sagen, bey dem er so sehr als irgend jemand interessirt sey. Bloß deshalb habe er vor den andern Aebten das Wort geführt, weil keiner als er so genaue Kenntniß von dem habe, was dieserhalb in Rom vorgegangen. Wer die Wahrheit wisse, der sey auch verbunden sie zu

sagen. Wenn er indessen auch zuerst gesprochen, so habe er doch nur die Meinung aller übrigen ausgedrückt. Bey diesen Worten wandte er sich gegen die Aebte von der stricten Observanz, die alle aufstanden und erklärten, daß sie dem Abt Rancé beyträten, und die nämliche Protestation einlegten.

Während diese in das Protocoll aufgenommen wurde, stand Rancé auf, und ging zu dem Secretair, um nach zu sehen, ob er die Protestation auch richtig fasse. Doch als dieß der Abt von Cisteaux gewahr wurde, sagte er Rancé harte und demüthigende Dinge. Dieser aber, der sein Privat-Interesse von dem, was Wahrheit und Gerechtigkeit forderten, zu unterscheiden wußte, und bey jenem eben so unempfindlich, als empfindlich für dieses war, erwiederte auf diese Vorwürfe nicht ein Wort. Diese Demuth rührte das ganze Kapitel. Es zeigte sich bald, daß Rancé Grund gehabt hatte, in die Treue des Secretairs ein Mistrauen zu setzen; denn als die Aebte der stricten Observanz die Vorlesung des Protocolls verlangten, fand sich, daß der Secretair manches hinzu gesetzt hatte, was er wieder ausstreichen mußte.

Der Abt von Cisteaux besann sich, und überlegte, daß es doch für ihn wichtig sey, nicht in Spannung mit einem Manne von Rancé's Verdiensten und Ruf zu leben, daher er sich nach geendigtem Kapitel über das vorgefallene entschuldigte. Wenn Rancé nun gleich diese Entschuldigungen mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit annahm, so blieb er doch auch in der Folge seinem Grundsatze getreu, Wahrheit und Gerechtigkeit zu verfechten.

Bey diesem Generalkapitel fielen noch manche andere Streitigkeiten vor, die hernach zur Entscheidung nach Rom gediehen; da sie aber das Leben des Abts Rancé nicht angehen, so gedenken wir hier nur derer, die das oft gedachte Breve veranlaßte. Durch dieses wurde die Stelle eines Generalvikars der stricten Observanz in Frankreich aufgehoben, die vom Cardinal Rochefoucauld erlaubte, und sowohl von den apostolischen Commissarien als durch Regierungs- und Parlaments-Beschlüsse genehmigte, Partikular-Versammlungen, verboten, die stricte Observanz dem General und andern Superioren des Ordens untergeben, selbst wenn diese zur laten Observanz gehörten; bloß die gewöhnliche Jurisdiction

wurde den Visitatoren der Klöster ihrer Inspection gelassen, mit Ausnahme der Anstellung von Prioren, als welche den unmittelbaren Obern vorbehalten blieb. Uebrigens ward die stricte Observanz in dem Breve gelobt, und die Superioren ermahnt, ihnen auch empfohlen, sie zu beschützen und ihren Fortgang zu befördern; das Breve setzt indessen dabey fest, daß beide Observanzen nur dadurch unterschieden seyn sollen, daß der gewöhnlichen nachgelassen bleibe, wöchentlich drey mal Fleisch zu essen.

Nach geendigtem Generalkapitel ging Rancé in sein Kloster zurück, um bloß für das Heil der Seele seiner selbst und seiner Brüder zu sorgen. Es dauerte nicht lange, so erhielt er die vom Himmel sich immer versprochene Unterstützung. Im Julius 1667 begab sich Dom Rigobert, ein Mönch von Clairvaux, der sich längst nach Gelegenheit gesehnt hatte, seine Ordensregel strenger zu beobachten, unter Rancé's Leitung. Bey dieser Stimmung fand er in la Trappe nichts, was seine Erwartung, oder seine Hingebung übertroffen hätte. Früher noch war ein Layenbruder ins Kloster getreten, der als der erste angesehen werden kann, welchen der Ruf von la Trappe

dahin zog. Drey Mönche aus andern Klöstern folgten diesen beiden. Der eine hieß Dom Jaques, der andre Dom Pierre; letzterer war eigentlich ein regulirter Canonicus. Beide wurden von ihren Superioren zurück verlangt, welche behaupteten, daß Rancé nicht berechtiget gewesen sey, sie ohne ihre Zustimmung aufzunehmen. Lezterer hingegen hielt das Gegentheil für gesetzlich, und glaubte, beide Geistliche hätten sich nur der von der Kirche verstatteten Freiheit bedient, in einen vollkommenern Stand über zu gehen. Dom Jaques habe seine Superioren um Erlaubniß hierzu gebeten, und zu mehrerem sey er nicht verpflichtet; denn ob er gleich diese nicht erhalten habe, so stehe ihm dem ohnerachtet frey, dem Antriebe seines Gewissens zu folgen, und Gelegenheit zu suchen, die Regel, auf die er sein Gelübde abgelegt habe, in größerer Vollkommenheit auszuüben.

Was Dom Pierre betrift, so blieben seine Superioren nicht dabey stehen, ihn bloß zurück zu fordern, sondern sie wendeten sich deshalb an den Erzbischof von Paris. Jeder andere, als Rancé, würde das Ansehen dieses Prälaten gefürchtet haben, und unter den jetzigen Umstän-

den, wo die Reform von la Trappe noch so neu war, wurde es zwiefach gefährlich, sich einen so mächtigen Feind zuzuziehen, als der Erzbischof war. Aber er konnte sich dennoch nicht entschliessen, einen Geistlichen fahren zu lassen, der so viel Neigung zur Buße verrieth, und den bloß die Sehnsucht, sich zu vervollkommnen, zu ihm geführt hatte. Er schrieb daher ohngefähr in eben dem Sinne an den Erzbischof, wie er an Dom Jaques Superioren geschrieben hatte, und bat, daß er dem Canonicus erlauben möchte, in la Trappe zu bleiben. Der Erzbischof gab dieß nach, und die Superioren des Dom Jaques bestanden nicht weiter auf dessen Rückkehr.

Diese Standhaftigkeit von Rancé's Seite hatte die Folge, daß mehrere Mönche von verschiedenen Orden in la Trappe ankamen; lauter vortrefliche Menschen, die nichts suchten, als strenge Buße zu thun, und gleichsam die Stifter einer Reform wurden, die nachher der Kirche so viel Ehre gebracht hat. Mit der Congregation des h. Maurus gerieth der Abt Rancé wegen eines ihrer Geistlichen, der zu ihm übergegangen war, in einen gleichen Streit, der aber dahin verglichen wurde, daß dessen Superioren ihn dem

Kloster la Trappe überließen, Rancé hingegen, aus Achtung für die Congregation versprach, keinen ihrer Mönche, ohne Genehmigung seiner Superioren, ferner aufzunehmen.

Von denen, die bis zum Anfange des Jahres 1668 in la Trappe aufgenommen waren, hielten indessen nur drey bis an ihr Ende treulich aus; alle übrige gingen in andre Klöster von der stricten Observanz, und Rancé hinderte sie hieran um so weniger, da er besorgte, daß ihr weniger Eifer, andern in ihren Fortschritten hinderlich seyn möchte. Er wollte aber nur solche haben, die sich der Buße ganz in der Art ergäben, wie sie zuerst im Cistercienserorden statt gefunden hatte.

Gerade um die Zeit, als Rancé im Begrif war, die entworfene Reform förmlich einzuführen, erfolgten neue Reclamationen von Seiten der Superioren einiger übergetretenen Mönche, die er in eben der Art, als die vorigen beantwortete. Nunmehr kamen aber zwey der vornehmsten Geistlichen selbst nach la Trappe, und erneuerten ihr Verlangen. Rancé nahm sie zwar liebreich auf, gab aber ihren Vorstellungen nicht nach. Indessen ließen sich doch zwey der über-

getretenen Mönche bereden, in ihre ersten Klöster zurück zu gehen; der eine gab körperliche Schwachheit vor, der andere hatte nicht Kraft genug, der Versuchung zu widerstehen.

Rancé glaubte, jene Superioren würden sich hierbey beruhigen; aber durch Briefe von seinen Freunden erfuhr er, daß sie sich über seine Beleidigung, ihre Mönche, gegen den Willen der Superioren aufzunehmen und bey sich zu behalten, in Rom beschweren wollten. In der That wirkten sie auch in Rom ein Decret aus, und droheten Rancé, es ihm insinuiren zu lassen. Allein dieser antwortete: da es gegeben worden, ohne daß man ihn zuvor vernommen habe, so werde es auch nicht schwer halten, dessen Widerruf zu bewirken. Wenn dieß auch Mühe und Kosten verursachen sollte, so sey er doch entschlossen, eher alles zu thun, als Mönche zu verlassen, die von so vielem Eifer für ihren Beruf beseelt wären, und bloß deßhalb ihre Zuflucht zu ihm genommen hätten, um ihre Seligkeit zu befördern.

Diese Standhaftigkeit des Abts Rancé hatte die Folge, daß man ihm das Decret nicht gerichtlich insinuiren ließ, sondern die Superioren sich damit begnügten, es bloß ihren Brüdern zu la

Trappe, nebst einem von dem Provincial an sie erlassenen Schreiben, bekannt zu machen. Rancé gab dieß gern zu, allein das Decret und das Schreiben dienten nur dazu, die Uebergetretenen in dem Entschlusse zu bestärken, in la Trappe zu leben und zu sterben. So bald nun das Jahr ihres Noviziats vergangen war, trug der Abt kein Bedenken, sie Profeß thun zu lassen. Der Prälat, der bisher zur Mittelsperson zwischen Rancé und den Superioren gedient hatte, rieth den letztern, keine weitre Versuche wegen der Abtrünnigen zu machen, sondern lieber selbst darin zu willigen, daß sie Profeß thun könnten, wenn sich anders Rancé verbindlich machen wolle, keinen ohne Zustimmung seiner Superioren ferner aufzunehmen.

Mehrere hielten diesen Vorschlag für billig, und waren der Meinung, daß der Abt Rancé nicht füglich dessen Annahme würde verweigern können. Da dieser aber wohl einsah, daß er hierdurch einer großen Zahl von Klosterleuten die Gelegenheit rauben würde, sich seiner Leitung zu übergeben, wenn sie so wie ihre Mitbrüder aus bußfertigen Bewegungsgründen sich darnach sehnten, so glaubte er ihn ablehnen zu müssen. Er

erklärte daher: daß er alle die aufnehmen würde, die durch wahren Bußeifer getrieben, ihre Superioren um Erlaubniß deshalb bäten, wenn sie solche auch nicht erhielten. Dabey blieb es einige Zeit; allein beym ersten Falle, als wieder ein Mönch von der Congregation nach la Trappe ging, fing das Reclamiren und Verweigern von neuem an. Der Provincial wendete sich nun selbst an Rancé, und stellte ihm in einem höflichen Schreiben vor, daß wenn er fortführe, der Congregation die besten Subjecte weg zu nehmen, die allein fähig wären, die Ordnung darin zu erhalten, und ihn, den Provincial, bey der beabsichtigten Einführung einer Reform zu unterstützen, er zuletzt die Congregation vernichten würde. Er bitte daher den Abt, ohne seine Zustimmung keinen weiter aufzunehmen; er werde diese jedoch keinem versagen, den er zur Vervollkommnung berufen glaube.

Rancé ging nunmehr den Vergleich ein, vorzüglich aus dem Grunde, weil er es für unbillig hielt, von der Congregation, die sich selbst zu reformiren die Absicht hatte, die besten Subjecte an sich zu ziehen; in seiner Antwort an den Provincial erklärte er daher, daß er nur in dieser

Rücksicht, und um das gute Vorhaben zu begünstigen, nachgebe.

Der Ruf von la Trappe breitete sich nunmehr immer weiter aus; das Kloster stand jezt in der nämlichen Achtung, als vormals Cisteaux und Clairvaux; der Abt selbst wurde für einen zweiten St. Bernhard gehalten, von Gott bestimmt, die alte Buße herzustellen. Täglich kamen in la Trappe Leute von allerley Art und Stande an, besonders Klostergeistliche von allen Orden, welche in dieser Einöde eine bessere Gelegenheit zu genauerer Ausübung ihrer Regel suchten, als sie anderswo fanden. In kurzer Zeit bestand der Convent daselbst aus mehr als vierzig Mönchen, ohne die zu rechnen, die aufgenommen zu werden wünschten, die man aber nicht für tauglich hielt.

Aber das Kloster hatte auch seine Gegner. Die Superioren, gegen deren Willen Rancé mehrere Geistliche aufgenommen und bey sich behalten hatte, waren die ersten, die es verschrieen, und mit ihnen vereinigten sich ihre Untergebene, so wie die, welche sich nach ihrer Denkart richteten. Man sprach, man schrieb, man predigte gegen Rancé; man grif ihn in den heftigsten

Briefen an; man suchte ihn auf alle mögliche Art in üblen Ruf zu bringen.

Das alles aber erschütterte ihn nicht. Sprach man von den gegen ihn verbreiteten schändlichen Verleumdungen, so sagte er: Mögen die Menschen doch reden! Laßt sie uns loben, laßt sie uns tadeln; wir wollen nicht darauf hören, und ohne uns einen Augenblick bey dem, was sie sagen, aufzuhalten, lasset uns gerade zu Gott gehen; nur auf ihn müssen wir sehen, nur auf seine Stimme müssen wir Acht haben.

Da Rancé fortfuhr, aus Klöstern, die nicht zur Congregation gehörten, Geistliche aufzunehmen, so wendeten sich die Superioren an den römischen Stuhl, und wirkten Breven aus, wodurch ihren Mönchen, bey Strafe der Excommunication, untersagt wurde, sich nach la Trappe zu begeben, so wie dem Abte, sie aufzunehmen.

Diejenigen, welche sich eifrig für die Herstellung der alten Kloster-Disciplin interessirten, waren über diese Breven sehr betroffen. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß ein so gut gesinnter Pabst wie Innocenz XI., denen, welche in ihren Klöstern keine Gelegenheit fanden, ihre Ordensregel nach der ganzen Strenge aus-

zuüben, den einzigen Weg dazu habe verschließen wollen, und noch dazu mit Androhung der fürchterlichsten aller Kirchenstrafen, die sogar den Abt von la Trappe treffen sollte, den doch die ganze Kirche seiner Tugenden wegen bewunderte. Man glaubte daher, der Pabst sey durch falsche Darstellungen hintergangen worden, und Rancé dürfe dazu nicht still schweigen. Einige drangen sogar in ihn, er möchte beym Parlamente darauf antragen, daß diese Breven cassirt würden, welches um so leichter zu erhalten stehen würde, da sie offenbar den alten Canons, der Mönchsdisciplin und den Vorrechten der französischen Kirche zuwider liefen.

Hierzu konnte sich aber Rancé, aus Achtung für den päbstlichen Stuhl, nicht entschließen; er wendete sich vielmehr unmittelbar an den Pabst selbst. Er wußte, daß man, außer andern Verleumdungen, ihn auch beschuldigte, die Dinge gar zu sehr übertrieben, die von den Vorfahren bestimmten Grenzen überschritten, und seinen Brüdern ein Joch aufgelegt zu haben, das für die menschliche Natur zu schwer sey. Um seine Gegner zum Schweigen zu bringen, gab es kein besseres Mittel, als wenn er über alles das, was

er in la Trappe eingeführt hatte, die Genehmigung des Pabstes bewirkte. Da er ohnehin sich gerade an denselben wenden mußte, um für sein Kloster die Erlaubniß zu erbitten, seine Prioren künftig selbst wählen zu dürfen, so nutzte er diese Gelegenheit, um dem Pabste von allen getroffenen Einrichtungen Bericht zu erstatten, und um deren Bestätigung nachzusuchen. Der Pabst bewilligte beides, ertheilte ihm und den Mönchen seinen Segen, und äußerte, wie sehr er Rancé's ausgezeichnete Frömmigkeit zu schätzen wisse.

Jezt ging er einen Schritt weiter, und bat um die Aufhebung der Breven, erhielt aber zur Antwort: Sie wären erst vor zu kurzer Zeit gegeben, als daß sie schon jezt widerrufen werden könnten. Indessen wurde ihm von Seiten des Pabst's die Versicherung ertheilt, daß Se. Heiligkeit keine Schwierigkeit machen werde, in einzelnen Fällen die von ihm nachzusuchende Erlaubniß zu ertheilen. Hierbey beruhigte er sich. Auch ließ der Pabst, wie man in der Folge sehen wird, die Dispensationen ausfertigen, deren Rancé bey mehreren Gelegenheiten bedurfte.

So bald das Kloster aus lauter solchen Mitgliedern bestand, die nach den alten Gebräuchen

der Cistercienser zu leben wünschten, hielt es Rancé für die rechte Zeit seinen Plan zur Hauptreform auszuführen. Er fing damit an, seinen Brüdern eine große Verachtung der Welt, und aller die Leidenschaften darin aufregenden Gegenstände, so wie der Hab- und Genußsucht, einzuflößen. Als dieß ihm gelang, und er den Hang zu allem, was der Eigenliebe schmeicheln kann, unterdrückt hatte, erweckte er in ihnen eine feurige Liebe zu Gott und Christus. Alle ihre äußeren Bußübungen wurden dadurch geheiliget; er erhob sie über sich selbst, er verband sie auf's innigste mit Gott, den allein er zum Gegenstande ihres Denkens und Verlangens machte.

Die Liebe des Nächsten ist mit der Liebe zu Gott zu genau verbunden, und ein zu wesentliches Erforderniß für eine klösterliche Vereinigung, als daß Rancé sich nicht hätte die größte Mühe geben sollen, sie zu la Trappe auf den höchsten Grad zu bringen. Alle Augenzeugen kommen darin überein, daß man seit den Zeiten der Apostel in keiner geistlichen Gesellschaft eine lebendigere, reinere und aufrichtigere Menschenliebe gesehen hat. Jeder einzelne nahm auf seinen Bruder mehr Rücksicht, als auf sich selbst;

er zog dessen Gedanken und Meinungen seinen eigenen vor, und war immer bereit, für andre sich zu bemühen und Lasten aufzubürden, um jenen Erleichterung zu verschaffen. Auf das geringste Zeichen, das sie sich einander gaben, waren sie bey der Hand, sich die Dienste zu leisten, derer etwa jemand von ihnen bedurfte. Selbst die Kranken schienen nur die Leiden ihrer Mitbrüder zu fühlen, bey ihren eigenen aber unempfindlich zu seyn. Wenn jemand mit dem Abte oder einem andern Vorgesetzten von einem seiner Brüder sprach, so drückte er sich über diesen mit der möglichsten Achtung und Zärtlichkeit aus; ihre Augen waren nur für ihre eigenen Fehler geöffnet; an ihren Brüdern kannten sie keine; von diesen sprachen sie bloß, um sie zu loben und sie zu bewundern; kurz, es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß sie bereit waren, einer für den andern selbst das Leben aufzuopfern. Die eingeführte Disciplin trug nicht wenig dazu bey, das Kloster in dieser Stimmung zu erhalten. Der geringste Widerspruch, der kleinste Verstoß gegen die Philantropie, ward als ein großes Verbrechen betrachtet, und so strenge bestraft, daß dieß den Abscheu dagegen noch vermehrte.

Bruderliebe galt für das erste Gesetz des Hauses, dem alles weichen mußte, und das man nie ungestraft verletzte. Schien es doch, als wenn der Abt mit nichts sonst beschäftiget sey, als für dessen Beobachtung zu sorgen. Es war auch nicht einmal nöthig, dagegen begangene Versehen zu strafen; die Brüder trieben von selbst in diesem Puncte ihren Eifer so hoch, daß der Abt ihn so weit mäßigen mußte, als es der Character der wahren Tugend verlangt.

Rancé selbst machte seine vornehmste Beschäftigung aus dem Gebet, und so suchte er auch seine Untergebene hierzu anzuleiten. Acht und eine halbe Stunde wurden bey Tage und bey Nacht dem Gottesdienste gewidmet, aber noch außerdem sah man zu jeder Stunde mehrere in der Kirche, die zerknirschten Herzens in Thränen zerflossen.

Die Demuth war eine von den Tugenden, die Rancé seinen Brüdern einzuflößen vorzüglich bemühet war, denn Stolz und Hochmuth hielt er für die gefährlichsten Wunden des menschlichen Herzens, und für dasjenige Laster, welches dem Character eines Christen am entgegen gesetztesten sey. Alle Tugenden, glaubte er, gründeten sich

auf Demuth, daher nahm er jede Gelegenheit wahr, seinen Brüdern Liebe dafür, und Lust sie auszuüben, einzuflößen, und der Erfolg entsprach seiner Bemühung. Damit aber der Stolz, der sich so schwer mit der Wurzel ausrotten läßt, nicht neue Keime treiben möchte, so demüthigte er die Mönche zu jeder Stunde, und bey jeder Gelegenheit, tadelte sie, und legte ihnen Bußen auf. Verständige Leute waren der Meinung, daß er hierin zu weit gehe; allein die Mönche, die ihre Fehler am besten kannten, beklagten sich vielmehr, daß er sie zu schonend behandle, und nicht genug demüthige. Statt daß ein getadelter, zurecht gewiesener, gedemüthigter Mönch deshalb weniger hätte geachtet werden sollen, fühlten die andern einen heiligen Neid gegen ihn. Es gab einige darunter, die zuvor große Ausschweifungen begangen, und vieles gethan hatten, was sie mit Schimpf und Schande bedecken mußte, die jezt aber durchaus von dem Abte verlangten, eine öffentliche Beichte abzulegen. Dieß schlug er ihnen aber ab. Indessen läßt sich doch hieraus schließen, wie sehr Rancé die Liebe zur Demuth in seinem Kloster angefacht hatte.

So gesinnte Herzen waren von selbst geneigt, sich jeder Bußübung zu unterwerfen, und diese ward in la Trappe so weit getrieben, als es jemals zuvor der Fall gewesen ist. Die Nahrung im Kloster ist armselig, schlecht zubereitet, widrig, und besteht nur aus kleinen Portionen. Bloß schwere Krankheiten können hierin eine Abänderung bewirken. Das Lager ist so hart, daß die Mönche auf den bloßen Dielen noch bequemer schlafen. Zum Schlaf sind ihnen nur wenige Stunden vergönnt, die Arbeiten beschwerlich, das Fasten beynah immer während. Hierzu kommen nun noch die vielerley Kasteiungen des Leibes und der Seele, der gänzliche Mangel an Erholung, an Spatziergängen, an allem, was den Geist zur Aufmunterung dienen könnte; die Gewißheit das Kloster nie, und unter keinerley Umständen jemals verlassen zu dürfen; ein ununterbrochenes, allgemeines Stillschweigen, sowohl gegen die Personen im Kloster, als gegen Fremde; eine unbeschränkte Bezähmung aller Sinne, eine Unterwürfigkeit, die sich die Vorschrift aller Handlungen, und eine Menge Gesetze gefallen lassen muß: Wenn man dieß alles in Betracht zieht, so wird man gestehen müssen, daß sich die

Buße schwerlich weiter treiben lasse, als es in la Trappe geschieht.

Zwar haben manche die drey Stunden, welche die Mönche täglich auf Handarbeiten verwenden, als eine Geisteserholung betrachtet, und dieß ließe sich auch von einer angenehmen Beschäftigung, z. B. Baumzucht, oder Blumenpflege, füglich sagen; allein nicht von einer beschwerlichen, harten, angreifenden Arbeit, bey der man der brennenden Sonne, oder dem schneidenden Nordwinde ausgesetzt ist. Ueberdieß sind die Mönche zu la Trappe, während sie arbeiten, mit geistlichen Gedanken beschäftiget. Einige sagen Psalmen, oder andre Stellen der h. Schrift her, die sie auswendig gelernt haben; andre denken über Religionswahrheiten, oder über den Zustand nach dem Tode nach. Kurz, der Abt Rancé hat sie so sehr daran gewöhnt, ihren Geist und ihr Herz zu beschäftigen, daß manche die Zeit der Arbeit für die schicklichste zum Nachdenken halten.

Was aber die Handarbeiten zu la Trappe am aller beschwerlichsten macht, ist der Umstand, daß die Kleidung der Mönche, wenn sie damit fertig sind, oft vom Schweiß so durchnäßt ist,

daß sie gewöhnlich am folgenden Tage, wenn sie darin von neuem zu arbeiten anfangen, noch nicht völlig trocken geworden; man hält aber das Wechseln der Kleidung für etwas, das dem Geiste der Buße entgegen sey, daher es auch in la Trappe nie geschieht. Es läßt sich aber nichts unangenehmeres und ungesunderes denken.

Bey dem allem lieben die dortigen Mönche diese Bußübungen, und widmen sich ihnen mit Freude, glauben dabey, gar nichts außerordentliches zu thun, und würden es für das größte Unglück halten, wenn man deren Strenge im geringsten vermindern wollte. Statt daß Rancé ihnen gegen ihren Willen eine Buße hätte auflegen sollen, sah er sich immer genöthiget, ihren Eifer und ihr Verlangen nach neuen Kasteiungen zu mäßigen. Ihr hartes Leben ist also freiwillig und eigene Wahl, eine bloße Folge ihrer Frömmigkeit, ihrer Liebe zu Gott, und der Reue ihrer Seele. Vielleicht giebt es keine Mönche, die ihren Stand mehr schätzen und lieben, als sie. Sie fühlen sich glücklich, weil die Hoffnung sie unterstützt, weil die Liebe sie beseelt, weil sie ihren ganzen Ruhm allein in die Demüthigungen

setzen, weil sie sich nach nichts sehnen, als nach Buße, und weil Gott ihr Alles ist.

Rancé that es in dieser Lebensart seinen Mönchen nicht nur gleich, sondern er übertraf sie auch noch in Bußübungen. Sein Fasten war so anhaltend und so streng, daß man nicht begreifen konnte, wie er dabey das Leben zu erhalten im Stande sey. Unter den Handarbeiten wählte er immer die aller niedrigsten und sauersten für sich, und dachte stets darauf, seine Brüder zu schonen. Wenn er bemerkte, daß sie zu ermüdet waren, oder daß sie Schwachheit wegen nicht so wie die übrigen arbeiten konnten, so gab er ihnen eine leichtere Beschäftigung, oder sprach sie ganz und gar frey. Er hingegen, der Niemand über sich hatte, der auf sein Betragen Acht geben konnte, überließ sich seinem Eifer, und kam zuweilen von der Arbeit so erschöpft zurück, daß er sich nicht auf den Füßen erhalten konnte. Im Chore, beym Gebet, bey allen Uebungen, war er immer der erste, und er ordnete nichts an, wovon er nicht selbst das Beyspiel gegeben hätte.

Seine Stelle als Abt befreiete ihn zwar von Zurechtweisungen und Tadel, auch war er nicht

verbunden, ein so gänzliches Stillschweigen zu beobachten, als seine Brüder, weil er diesen oft Trost einsprechen, oder ihnen in ihren Verlegenheiten Rath ertheilen mußte; aber es lagen so viele andere lästige Geschäfte auf ihm, daß es unbegreiflich ist, wie ein einziger Mensch sie alle versehen konnte. Bis dahin, daß die Reform völlig zu Stande gebracht war, und ehe er die Mönche für die Geschäfte der verschiedenen Stellen im Kloster gebildet hatte, versah er sie alle ganz allein, so, daß ihm kein Augenblick, sich zu erholen, übrig blieb. Beynah täglich hielt er im Kapitel Ermahnungsreden, mit einer solchen Salbung, daß die verstocktesten hätten dadurch gerührt werden müssen. Unter seinen Brüdern machte er keinen Unterschied; er umfaßte sie alle mit gleicher Liebe, er hörte den rohen und unwissenden, der am weitesten zurück war, eben so an, wie den gebildeten, und oft noch mit mehrerer Aufmerksamkeit. Die Unterhaltung mit solchen einfältigen Layenbrüdern kann man warlich auch für eine Pönitenz rechnen.

Unter den Religiosen von la Trappe waren Mönche aus allen Orden, aus verschiedenen Ländern, von fast allen Nationen, mancherley Stän-

den, an Geist und Herzen einander ungleich, die mehrsten auf eine ganz entgegen gesetzte Art erzogen, daher sie über die nämlichen Dinge ganz verschieden dachten und urtheilten. Es ist schwer zu begreifen, wie es Rancé angefangen habe, sie alle an sich zu ziehen, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihre Liebe zu erwerben, und sie alle auf einem harten, der Natur widrigen Wege, zu einem Ziele zu führen, das für menschliche Kräfte so unerreichbar scheint.

Zu diesem an sich schon höchst beschwerlichen Leben, gesellten sich noch ewige Störungen von außen. Von allen Orten und Enden kann man nach la Trappe, um sich seine Einsichten zu Nutz zu machen, oder sich ihn zum Muster zu nehmen. Bischöfe, Erzbischöfe, Cardinäle, Gesandte, Prinzen und Prinzessinnen vom königlichen Geblüt, selbst Könige und Königinnen, suchten ihn auf. Ohne seine Vorsorge für seine Mönche darunter leiden zu lassen, (denn nie verließ er sich hierin auf einen andern,) leistete er auch jenen Genüge. Da sein Ruf sich aber erst später ausbreitete, so konnte er die ersten Jahre nach eingeführter Reform, ganz ungestört sich bloß der Bildung seiner Brüder widmen, und in dieser

Zeit nahm er weder Besuche an, noch sprach er jemand außer dem Kloster. Einige Damen vom höchsten Stande kamen nach la Trappe, um ihn zu Rath zu ziehen, mußten aber wieder umkehren, ohne ihn sprechen zu können. Selbst den Besuch von Männern lehnte er lange Zeit ab. Mehrere Gründe bewogen ihn aber, hierin in der Folge eine Aenderung zu machen, und hierzu trugen die Vorstellungen einiger, durch Frömmigkeit, Kenntnisse und Verdienste ausgezeichneten Prälaten das ihrige bey. Sie machten es ihm zur Gewissenssache, sein großes Talent, Menschen zu bekehren, nicht bloß auf sein Kloster zu beschränken, das jetzt nicht mehr seiner ganzen Sorgfalt bedürfe, sondern die Zeit, die er diesem ohne Nachtheil entziehen könne, zum Besten seines Nächsten zu verwenden. Es sey hart, Leute abzuweisen, die von weit her gekommen wären, um ihn um Rath zu fragen, um so mehr, da gerade vielleicht er, deren Bekehrung hätte bewirken können. Wenn er solchen Wünschen nachgebe, so würde er der Regel des heil. Benedicts und dem Beyspiele des Heiligen seines Ordens ganz gemäß handeln. St. Bernhard und andre Aebte der ersten Zeit hätten das nämliche gethan, und

Jesus Christus selbst, die Zöllner und Sünder nicht abgewiesen.

Dieß machte Eindruck auf Rancé, doch noch ein anderer Umstand hatte Einfluß auf die Aenderung seines Verfahrens. Wenn Bischöfe und Erzbischöfe, oder auch Weltleute vom höchsten Stande das Kloster sehen wollten, so war es nicht möglich, ihnen den Zutritt zu verweigern, und sie nicht zu sprechen. Dieß gab seinen Feinden Veranlassung, auszusprengen: Wer nicht ein Prälat vom ersten Range, oder ein Herzog, ein Prinz, ein Marschal von Frankreich sey, der dürfe in la Trappe nicht darauf rechnen, vorgelassen zu werden und mit dem Abt zu reden. Wie sich die christliche Demuth mit einem solchem Betragen vereinigen lasse, begreife man freilich nicht.

Rancé war weit davon entfernt, dem Range den Vorzug vor Tugend und Verdienst zuzugestehen; ein solcher Unterschied war ihm verhaßt; und so machte er diesen hämischen Urtheilen dadurch ein Ende, daß er nachgiebiger im Annehmen von Besuchen ward. Wie so manche Bekehrung die Folge davon war, dieß ist jedermann bekannt.

Die Theilnahme an dem Seelenheil andrer

Menschen, die ihm die Liebe zur Pflicht machte, zog ihn in der Folge einen höchst beschwerlichen Briefwechsel zu. Aus allen Gegenden wendete man sich schriftlich an ihn, und so war er nicht mehr im Stande, die Last allein zu tragen. Er konnte sich aber dennoch nicht entschließen, sie sich durch Hülfe eines andern zu erleichtern, weil er zweifelhaft war, ob er dazu einen seiner Mönche, oder einen Mann weltlichen Standes wählen solle, der sich nach la Trappe zurückgezogen hatte, und dort fast auf eben dem Fuße lebte, wie die Mönche. Endlich wählte er aus folgenden überwiegenden Gründen den Leztern. Erstlich, weil unter den Fällen wegen derer man um seine Belehrung bat, manche waren, die bey seinen Mönchen das Andenken an Dinge hätte erwecken können, welche sie gänzlich in ihrem Gedächtnisse auslöschen sollten, und die wenigstens Ideen in ihnen zu veranlassen im Stande waren, welche dem Geiste des Gebets und der Andacht hinderlich gewesen seyn würden. Zweitens, um zu zeigen, daß er in seine Mönche kein größeres Vertrauen setze, als in andere redliche Leute. Drittens, weil er einen oder zwey seiner Religiosen von den gewöhnlichen Verrichtungen hätte frey

sprechen müssen, statt daß der Weltmann so viel Zeit als er wollte auf die Correspondenz verwenden konnte, ohne die im Kloster einmal eingeführte Ordnung im geringsten zu stören. Indessen bediente er sich doch, außer dem Weltlichen auch eines seiner Geistlichen, so weit dieser, ohne Nachtheil seines Klosterdienstes, jenem helfen konnte. Dieser Hülfe verdankt das Publicum die Sammlung der Briefe und so manche andre treffliche und erbauliche Werke des Abts Rancé. Sie würden verloren gegangen seyn, wenn nicht ein Andrer besorgt gewesen wäre, sie zu sammlen und auf zu bewahren, da lange Krankheiten und ein heftiger Fluß ihn des Gebrauchs seiner Hände mehrere Jahre vor seinem Tode beraubten. Aus diesem Grunde konnte er auch zuletzt an den Handarbeiten keinen Theil nehmen, und gerade die hierzu bestimmte Zeit widmete er dem Umgang mit Fremden, so daß dadurch gar keine Störung im Kloster verursacht wurde, und man oft gar nicht einmal wußte, daß er Besuch hatte.

Billig hätte schon früher der Mittel gedacht werden sollen, wodurch Rancé diese große Reform in seinem Kloster zu Stande brachte. Dies müssen wir noch kürzlich nachholen.

Seine erste Sorge war, sich von der ursprünglichen Verfassung und den alten Gebräuchen des Klosters Cisteaux gründlich zu unterrichten. Er bildete sich nach dieser ehemaligen Disciplin, die von der Kirche gebilliget, und von Gott durch eine Menge Wunder bestätiget worden ist. Er belehrte sich von den Pflichten der Vorgesetzten und der Untergebenen. Aus dieser Quelle schöpfte er alles, was er nachher in Rücksicht auf Entsagung der Welt und ihre Verachtung, auf Einsamkeit, Stillschweigen, Liebe des Nächsten, Demüthigungen, Kasteiungen und beständige Buße, eingeführt hat. Die alten Beispiele hiervon würden unglaublich scheinen, wenn er sie nicht erneuert hätte.

Erst dann, als er alles dieses lange genug selbst geübt hatte, wagte er es, andern vorzuschlagen, ein gleiches zu thun. Keine menschliche Absichten leiteten ihn hierbei; es war ihm bloß um seine eigene und seiner Brüder Seligkeit zu thun, und wenn es von ihm abgehangen hätte, so würde er von der Welt eben so vergessen worden seyn, als er sie vergessen hatte.

Das erste äußerliche Mitttel dessen er sich zu Ausführung seines Zwecks bediente, waren die

Vorträge, die er seinen Brüdern hielt. Niemand sprach besser und angenehmer als er, und da er selbst von den Gesinnungen durchdrungen war, die er andern einzuflößen suchte, so riß er seine Zuhörer so hin, daß ihm Niemand wiederstehen konnte. Was seine Worte lehrten, das bestätigte sein Beyspiel durch die That. Es gehörte viel dazu, mit ihm Schritt zu halten.

Durch seine unter alle gleich vertheilte Liebe, durch seine Aufmerksamkeit, den Bedürfnissen eines jeden zuvor zu kommen, durch seine verdoppelte Sorgfalt für die Kranken, erwarb er sich die Liebe Aller, so wie ihre Achtung durch die Festigkeit, nie aus Schwäche etwas zu gestatten, was eine Erschlaffung hätte zur Folge haben können. Die Mönche zu la Trappe waren keine furchtsame Sclaven, die unter der Macht eines harten und unerbittlichen Vorgesetzten seufzten, sondern aus eigenem freien Willen wollten sie das, was ihr Stand mit sich brachte. Rancé war schon von Natur sehr liebreich; strenge zu seyn, war nur eine Folge fester Grundsätze.

Einsamkeit und Stillschweigen waren zwey andere seiner vornehmsten Mittel zu Erreichung

seines Zwecks. Seine Mönche hatten mit Weltleuten gar keinen Umgang, selbst nicht mit ihren nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden. La Trappe war das Land der Vergessenheit, wo man von dem, was in der Welt vorging, nichts wußte; selbst von den außerordentlichsten Begebenheiten, bey denen auch die Religion interessirt zu seyn schien, erfuhr man dort nichts. Rancé ließ in dieser Rücksicht einen Weg, der zu nahe an der Klostermauer vorbey ging, mehr als sechs Hundert Schritte weit von da verlegen, und die Gebäude eines Pachthofes, der im Park lag, abbrechen, weil dieser Leuten von beiderley Geschlecht Gelegenheit gab, in die Nachbarschaft des Klosters zu kommen, und dann zuweilen den Mönchen zu begegnen, wenn diese zur Arbeit gingen, oder davon zurückkamen. Für ein Kloster, dessen Mönche kaum zu leben hatten, machte dieß große Ausgaben; doch so bald es die Einführung einer strengen Disciplin galt, sparte Rancé nichts.

Das Stillschweigen konnte nicht weiter getrieben werden, als es in la Trappe der Fall war. Die Mönche durften bei keiner Gelegenheit mit einander sprechen. Aller Verkehr, der mit den

Superioren ausgenommen, war ihnen untersagt. Keiner kannte das Herkommen, das Vaterland, die persönlichen Eigenschaften seiner Mitbrüder, selbst der Familiennahme war keinem bekannt. Außer dem Nahmen den jeder bey seiner Aufnahme ins Kloster erhielt, wußte Niemand etwas von dem andern. Bloß der Abt und die Superioren waren von den übrigen Umständen unterrichtet. Hieraus entstand unter ihnen eine völlige Gleichheit, und sie geriethen nicht in Versuchung, einen dem andern vorzuziehen. Auf der einen Seite sah jeder in seinen Brüdern bloß hohe Muster der Tugend, und ahnete ihre Fehler nicht einmal; auf der andern hingegen suchte der Abt ihnen auf alle Weise Achtung, Vertrauen und Liebe zu einander einzuflößen. Dieses Benehmen hat einen tiefen Frieden, eine vollkommene Liebe zur Folge gehabt. Der Abt selbst begegnete allen gleich freundlich, gleich artig, und so ahmten sie ihm in ihrem Umgange mit einander nach. Rancé war von dem großen Nutzen des strengen Stillschweigens so überzeugt, daß man ihn mehr denn einmal sagen hörte: Wenn er ja durch unvorhergesehene Umstände gezwungen werden sollte, von der ersten strengen Disciplin etwas nachzulassen,

lassen, so würde er doch in keinem Falle in Ansehung jenes Punkts die geringste Aenderung treffen.

Ihm, einem der aufgeklärtesten Seelsorger, welche die Kirche jemals gehabt hat, war ein sehr gewöhnlicher Fehler nicht entgangen, nämlich der, alle Gemüther nach einerlei Form zu behandeln, da doch die Verschiedenheit der Charactere oft eine abgeänderte Leitung nöthig macht. Die äußere Zucht in la Trappe war für alle Mönche die nämliche; Thun und Lassen für alle dasselbe. Hingegen die Leitung des Innern war bey jedem verschieden, je nachdem sein Geist und Character sie forderten. Daher kam es, daß er dem Einen besondere Bußübungen verstattete, die er einem andern verweigerte. Freilich gehörte die angestrengteste Aufmerksamkeit dazu, jeden Einzelnen zu beobachten, allein es war auch sein einziges Geschäft, sich ganz dem Heil seiner Mönche zu widmen. Seine körperlichen Kräfte reichten indessen nicht so weit, als der Eifer seiner Seele. Er ward krank, und ob gleich dieß eine Folge seiner zu großen Anstrengung war, so fing er doch nach seiner Herstellung wieder da an, wo er es vorher gelassen hatte, doch waren seine Kräfte so ge-

schwächt, daß er weder so eifrig noch so lange arbeiten konnte. Um dieß auszugleichen, übernahm er die schlechtesten und niedrigsten Verrichtungen im Kloster, und ob er gleich fühlte, daß seine Brust immer schwächer wurde, so fuhr er dennoch mit seinen Ermahnungsreden im Kapitel fort.

Des Ansehens, des Vertrauens und der Liebe und Verehrung ohnerachtet, die er für seine Person im Kloster genoß, machte er seine neue Einrichtungen nur mit Zustimmung, oft auch selbst auf den eigenen Antrag aller seiner Brüder. Er wußte, daß man ein sich selbst aufgelegtes Joch, wie schwer es auch sey, leichter trägt, und daß aller Grund sich zu beschweren wegfällt, wenn bloß die Befolgung solcher Gesetze gefordert wird, die man sich selbst vorgeschrieben, oder deren Einführung man verlangt hat. Um dies von Seite der Mönche zu veranlassen, suchte er ihnen Achtung und Liebe für die von ihren Vorfahren befolgten Gebräuche beizubringen, ihnen den Nutzen davon zu zeigen, und den Seegen der damit verknüpft sey. In den Versammlungen war von nichts anderm die Rede, als von dem Leben der

Väter der Einöde, von den Handlungen der alten Einsiedler, die Cassian berichtet, von den Gesinnungen des heiligen Joh. Climachus und des heil. Basil's. Endlich sagten die Mönche zu ihm: Werden wir denn unser Leben lang nur davon reden, was unsre Väter gethan haben, und nie handeln wie sie?

Um seine Mönche gegen Unbestand und Ueberdruß zu sichern, die doch oft auf Entschließungen folgen, welche die größte Stärke zu haben schienen, verlangte Rancé: daß man sich erst lange üben, und seine Kräfte versuchen solle, ehe man eine von ihm vorgeschlagene Regel zum Gesetz erhob. Denn war dieß geschehen, so hielt er auch streng darüber. Wenn er indessen sah, daß die Ausübung über die Kräfte seiner Brüder hinausging, so bestand er nicht darauf. Dieß war z. B. der Fall in Ansehung des Fastens. Die Mönche hatten von selbst darauf angetragen, den alten Gebrauch wieder einzuführen, in der Fastenzeit vor Ostern nur Eine Malzeit täglich zu halten. Rancé verweigerte dieß einige Zeit aus dem Grunde, weil er auf der einen Seite besorgte, nicht alle würden dieß aushalten können, und auf der andern Seite wollte er sich nicht gern in den

Fall setzen, davon dispensiren zu müssen. Die Furcht aber, daß er Gottes Willen widerstreben möchte, brachte ihn endlich zur Einwilligung. So wurde denn dieses strenge Fasten um Ostern 1672 in der Art eingeführt, daß täglich nur Einmal, und zwar Nachmittags um 4 Uhr, nach der Vesper, gegessen wurde. Dieß war nun bei der schlechten Nahrung, bei kurzem Schlaf, langem Chordienst und vielen Kasteiungen, selbst für den Stärksten sehr angreifend, und nur mit Kummer und Noth konnte man es bis zum Feste aushalten. Jetzt überzeugte sich der Abt, daß es die Kräfte seiner Brüder überstieg, daher er beschloß, es nicht weiter zuzugeben, sondern die Sachen auf den vorigen Fuß zu setzen. Als dieß die Mönche erfuhren, erneuerten sie ihr Anliegen: daß es auch in der folgenden Fastenzeit wieder eben so gehalten werden möchte. Erst nach Verlauf von sieben oder acht Monaten gab der Abt seine Einwilligung dazu. Wenn sie hinterher etwa sich genöthiget sehen sollten, diesen Versuch aufzugeben, so hatte er wenigstens den Trost, daß sie ihr äußerstes gethan hatten, ihre Regel buchstäblich zu erfüllen, und daß diese Erfahrung sie lehren würde, in der Wahl ihrer Bußübungen sich auf

ihre Superioren zu verlassen. Die Mönche lebten also in der folgenden Fastenzeit eben so, als im Jahre zuvor; allein ihre körperlichen Kräfte entsprachen ihrem guten Willen nicht, und sie erfuhren, daß der Geist zwar willig, aber das Fleisch schwach sey. Die mehrsten wurden so hinfällig, und waren so ausgemergelt, daß sie nur mit der größten Anstrengung das Osterfest erreichten. Diese zweite Erfahrung überzeugte den Abt, daß es dem Willen Gottes, der Klugheit und seiner Pflicht gemäß sey, ein gemäßigteres Fasten einzuführen, das vom ganzen Convent ohne Nachtheil beobachtet werden könne; daher wurde festgesetzt, daß an allen von der Kirche bestimmten Fasttagen das ganze Jahr hindurch Mittags um halb ein Uhr gegessen, und jedem Mönche Abends eine oder zwey Unzen Brod gegeben werden sollten.

Für die Seelsorge besaß Rancé ein so ausgezeichnetes Talent, daß wenn seine Untergebenen ihm den Zustand ihres Gewissens, ihre Vergehungen, ihre Beängstigungen offenbart hatten, es nur eines Worts aus seinem Munde bedurfte, diese zu zerstreuen, und den Beichtenden die Ruhe wieder zu geben, die sie verloren hatten, oder zu verlieren im Begriff waren. Dieser Seegen dauerte

noch selbst nach seinem Tode fort; denn man weiß durch glaubwürdige Zeugnisse, daß Mönche, die erst nach seinem Absterben aufgenommen worden, und ihn nie gekannt hatten, an seinem Grabe Trost gegen alle ihre Bekümmernisse, und neue Kraft zu Fortsetzung ihrer Buße fanden.

Ende des ersten Theils.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von, 1748-1828

Leben des Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé, Abt's und Reformators des Klosters la Trappe

Bd.: [1]

Berlin 1820

Biogr. 942 ub-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066052-6